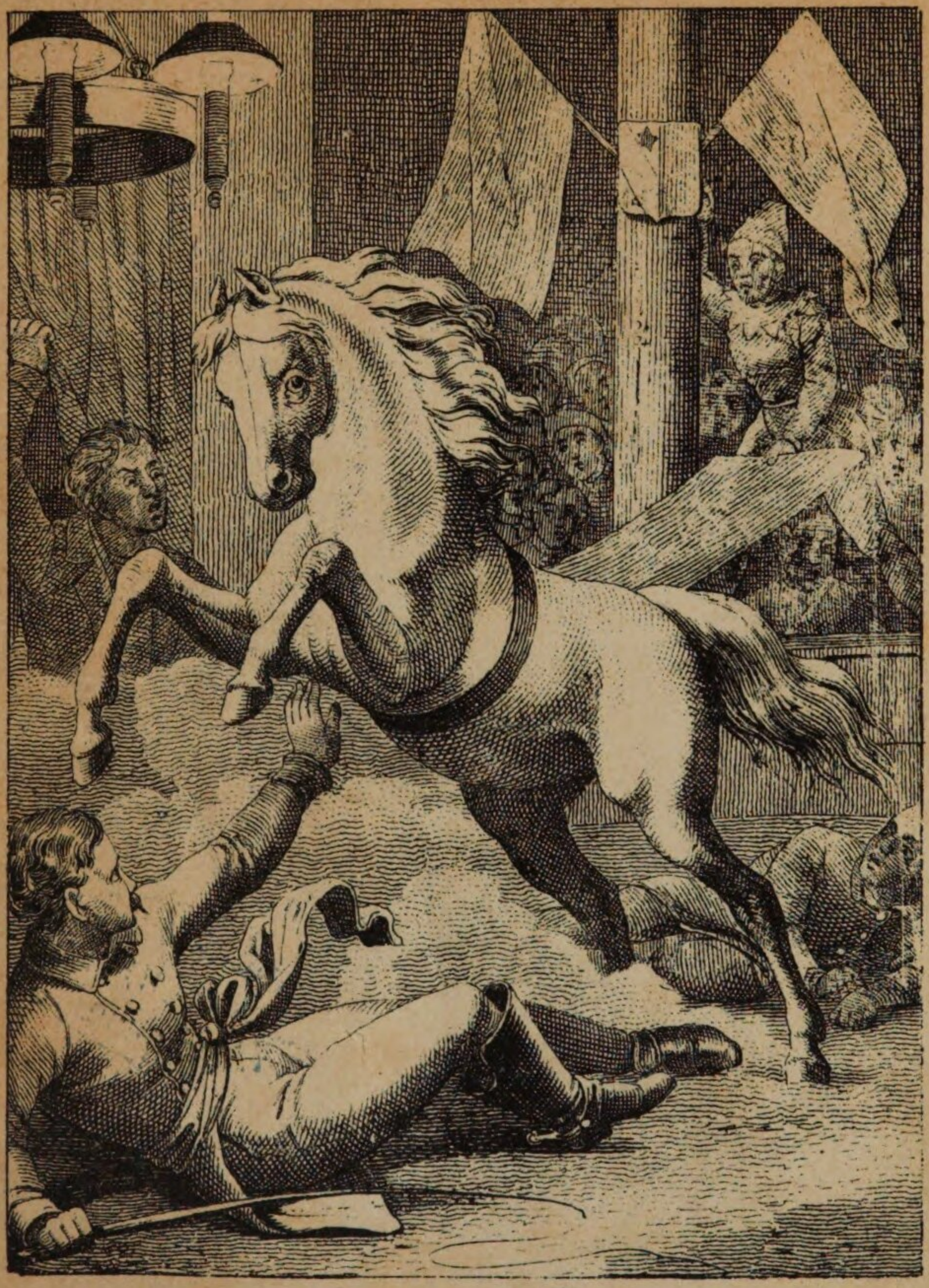
30607.

30607.

30607.



Meister Trautwein.

Cap. 5.

Meister Trautwein.

Zwei Mücken auf einen Schlag.

Zwei christliche Erzählungen für die Jugend

von

C. A. Standenmeyer,
Stadtpfarrer.

Landwirtschaftliche Lehranstalt Hohenheim Schöpf...

B.

[1861]

Stuttgart.
Verlag von Wilhelm Nitzschke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Meister Trautwein.

Erstes Capitel.

Der Erzähler.

Wo seine Kinder mein Gesetz verlassen, so will ich ihre Sünde mit der Ruthe heimsuchen. Ps. 89, 31.

In einer kleinern deutschen Stadt steht auf dem freundlichen viereckigen Marktplatze schnurgerade gegenüber von dem alterthümlichen Rathhause, mitten unter den verschiedenen farbig getünchten und modern herausgeputzten großen und kleinen Häusern, eines, das Einem wegen seines grauen alten Aussehens gleich in die Augen fällt. Es ist ein zweistockiges Haus, an welchem der obere Stock über den untern vorgebaut ist, das alte breite Fenster mit allerlei hölzernen Zierathen und Schnörkeln hat, dessen vordere Seite mit verschiedenen durch das Alter verblichenen Malereien aus

der biblischen Geschichte geziert und mit vielen frommen Sprüchen beschrieben ist. Der untere Stock zeigt eine große geschnitzelte und mit Eisen beschlagene Hausthüre aus Eichenholz und zwei breite hohe Fenster, hinter denen an eisernen Stängchen eine Menge silberner und goldener Uhren hängen und drei Gesellen und ein Lehrjunge sitzen, die emsig mit dem Repariren und Ausputzen großer und kleiner Uhrwerke beschäftigt sind. Der obere Stock hat drei solche Fenster, zwischen welchen an den Pfeilern kleine Nischen sind, in welchen ein paar altersgraue steinerne Heiligenbilder stehen. Ueber dem zweiten Stock erhebt sich der alterthümlich hohe Giebel mit seinen großen Fensteröffnungen und einem Aufzug, und auf der Spitze des Giebels ächzt über einem kupfernen Knopf eine uralte von Regen und Schnee zerfressene und verrostete Wetterfahne. Und wie an diesem Hause von Außen Alles zwar gut erhalten aber nun alt aussah, so war's auch von Innen. —

Fast jeder Fremde, der den Marktplatz dieser Stadt besucht, bleibt verwundert stehen und fragt: „wer wohnt denn in der alten Baracke dort? Das Haus verunstaltet ja den ganzen Marktplatz!" — Da heißt es dann: „Hier wohnt der Meister Trautwein, ein Uhrmacher seines Handwerks." — „Ist der Mann arm?" — „O nein, im Gegentheil; der hat sein Schäfchen geschoren; aber

er ist eben ein absonderlicher Kopf, der sich nicht in unsere neuen Moden und Sitten fügen will.“ Man hat ihn schon oft aufgefordert, doch auch sein Haus einmal der Zeit gemäß herauszuputzen! Aber da antwortet er beharrlich: ‚Lieber sterben, als das!‘ — „Ist denn der Mann ein Geizhals?“ — „Nichts weniger als das. Er thut den Armen mehr Gutes, als hundert Andere aus ihren schönen aufgeputzten Häusern heraus und, wo es gilt, zum allgemeinen Wohl der Stadt und der Bürger Etwas beizutragen, da ist Meister Trautwein stets dabei!“

Die Welt nannte den Meister Trautwein einen Sonderling. Aber das Sonderliche an ihm bestand hauptsächlich darin, daß er ein viel besserer Christ war, als viele Andere, die in schönen und großen Häusern um ihn her wohnten. —

Einmal kam ich auch in die Stadt, in welcher Meister Trautwein wohnt, denn ich bin ein Vetter von ihm; und damals kam ich gerade recht, um das von ihm erzählen zu hören, was ich Euch, liebe Kinder, nun nacherzählen will. —

Zuerst aber muß ich Euch noch sagen, wie das zuging.

Meister Trautwein hatte keine Kinder und seine liebe Ehehälfte war schon vor mehreren Jahren gestorben. Aber alle Jahre an seinem Geburtstage lud er die vier Kinder seines Bruders, des

alten Stadtraths Trautwein, zwei Knaben und zwei Mädchen, auf den Abend zu sich ein. Da gabs dann Kuchen und Gebackenes aller Art und köstliches Obst und eingemachte Früchte; auch Chocolade wurde da getrunken und jedes der Kinder bekam ein hübsches Geschenk. Aber das Angenehmste für die lieben Kinder war, daß Meister Trautwein, der liebe Onkel, ihnen jedesmal an diesem Abend eine lehrreiche Geschichte erzählte. An seiner letzten Geburtstagsfeier saß ich mit den Kindern auch dabei, und was damals Meister Trautwein erzählt hat, das sollt Ihr nun hören.

Wir saßen in der alterthümlichen aber hell beleuchteten Stube mit ihren alten Lehnsesseln, geschnitzten Kästen und wunderlich geformten Uhren, mit ihrem großen viereckigen Ofen, den schweren eichenen Stühlen, den ganz gläsernen Spiegeln, den schwarz geräucherten Oelgemälden in ihren geschnörkelten und vergoldeten Rahmen, mit den alten blaubemalten Porzellaingefässen, um einen großen viereckigen Tisch, der geschnitzte Löwenfüße hatte und fast wie ein Schachbrett aussah. Eine große helle Oellampe leuchtete uns zu unserer Arbeit mit Essen und Trinken. Als wir uns eben gütlich gethan hatten, fing Meister Trautwein, der ein wohlbeleibter Mann mit einem runden, freundlichen, klugen, rothbackigen Gesichte und

mit weißgrauen Haaren war und in einem großen ledernen Lehnsessel saß, folgende Erzählung an. —

Zweites Capitel.

Der lustige Eberhard.

Ein vortheilischer Mensch läsſet ihm nimmer genügen an seinem Theil. Sir. 14, 9.

In meinen Jugendjahren kannte ich einen Knaben, den seine Kameraden nur den lustigen Eberhard nannten. Er war der Sohn frommer und sehr gutmüthiger Eltern, war dazu das einzige Kind, und hatte Alles genug, was ein Knabe braucht, denn seine Eltern waren wohlhabende und dabei auch angesehene Leute in unserer Stadt. Da sie aber so gutmüthige und wohlwollende Leute waren, so hielten sie den Jungen nicht in der strengen Zucht, die erforderlich war; denn Ihr mögt Euch denken, daß seine Gespielen ihn nicht ohne Grund den lustigen Eberhard genannt haben werden. Eberhard war wirklich ein sehr ausgelassener Knabe und dabei in hohem Grade anspruchsvoll. Nichts war ihm genug, nichts

ganz recht nach seinem Kopfe. Alles, was seine guten Eltern an ihm thaten, sah er nur als ihre Schuldigkeit an, dankte nicht dafür, verlangte mit jedem Tage mehr und war widerlich, störrisch und mißgelaunt, wenn ihm nicht jeder Genuß gewährt wurde, nach dem es ihn gelüstete. Denn Eberhard schien der Meinung zu sein, der Mensch lebe nur auf dieser Welt, um sich das Leben so angenehm als möglich zu machen, jedem Genuß, jeder Freude sich im Uebermaaß zu überlassen und alle seine Sinne zu vergnügen. Daß er dabei nicht einmal ein Freund vom Arbeiten war, noch viel weniger an das Leben für den Himmel und an eine Vorbereitung auf den Himmel dachte, könnt Ihr Euch wohl selbst vorstellen!

Das Alles machte zwar seinen Eltern viel Sorge und Kummer, aber ihre blinde Liebe zu dem einzigen Kinde verdarb immer Alles wieder. Sie konnten nicht dazu kommen, mit Ernst und Strenge gegen ihn zu verfahren und hofften immer, mit Liebe und immer mehr Liebe über sein Herz Meister zu werden. —

„Wie konnte es nur so kommen, daß der Knabe uns so schlecht gerieth," fragte der Vater die Mutter. „Es muß eben eine von Gott uns zugeschickte Prüfung sein," antwortete dann seufzend die gute Mutter. „Wir haben doch Nichts an

ihm versäumt und ein böses Beispiel der Unzufriedenheit, der Ungenügsamkeit und der Unersättlichkeit im Genuß der Freude haben wir ihm doch auch nicht gegeben!“

„Vielleicht haben wir zu wenig für ihn gebetet!“ seufzte der Vater; „wir wollen in Zukunft fleißiger für ihn beten, Anna!“

Das thaten von da an auch die rechtschaffenen Eltern, aber sie verbanden mit ihrem Gebet nicht die nöthige Zucht und so blieb Eberhard nicht nur derselbe, sondern er wurde mit jedem Tage schlimmer und die gebeugte Mutter tröstete sich in ihrer unermüdlichen Geduld mit dem Glauben: „Die Gebete einer Mutter um ihres Kindes Heil können nicht verloren sein!“

Einmal im Sommer kam eine Kunstreitergesellschaft in unserer Stadt an, um sich einige Tage aufzuhalten und ihre Künste zu produciren.

Das war nun ein großer Jubel unter der ganzen Jugend unserer Stadt. Ha, wie jauchzte da Groß und Klein, als diese Truppe, zwölf Personen stark, auf ihren Pferden, voran die ganz in Roth und Gold gekleidete Musik, mit ihren theils spanisch, theils türkisch, theils mittelalterlich in Seide und Sammt gekleideten, von falschem Silber und Gold und nachgemachten Edelsteinen strotzenden, geschminkten und bald blond bald schwarz gelockten Damen und Herren mit der großen Pauke

durch die Straßen ritt und der Bajazzo auf dem kleinen Pferdchen in seinen scheckigen Kleidern dem gaffenden Publikum die Herrlichkeiten verkündigte, die es werde zu sehen bekommen.

Da mußte natürlich der lustige Eberhard auch dabei sein.

Jubelnd und in ausgelassener Freude trabte er mit vor Freude strahlendem Gesicht nebst andern Gassenjungen der stolzen Truppe voran und begleitete sie auf ihrem Festzug durch die ganze Stadt, bis wieder zurück in den Gasthof, in welchem sie wohnten. Aber auch damit war unser lustiger Eberhard noch nicht zufrieden. Als die reitenden Damen und Herren Alle abgestiegen und in den Zimmern und Kammern des Gasthauses verschwunden waren, knüpfte er eine Bekanntschaft mit den Stalljungen und Pferdeknechten an, welche die Gesellschaft mit sich führte, um in den Stall zu gelangen und sich da an den stattlichen und gut zugerittenen Mecklenburgern satt zu sehen. Denn Pferde gingen ihm über Alles, und ein Pferdestall war ihm ein lieblicherer Ort als die schönste Kirche. —

Darüber versäumte Eberhard nun auch vollends die Schule, denn unter den Pferden dachte er an nichts Anderes mehr. —

Erst am späten Abend kam er nach Hause. „Wo er so lange gewesen sei?" fragten Vater und

Mutter. Aber unser Eberhard war über die Antwort nicht verlegen. In einer langen, erlogenen Erzählung bewies er seinen Eltern, „daß er dießmal nicht bälder habe kommen können, wegen einer Arbeit, die er vergessen und nun gemeinschaftlich mit einem Schulkameraden fertig gemacht habe, um in der Schule nicht gestraft zu werden. Er seie ganz müde und abgearbeitet," log Eberhard dazu, „er hoffe aber, daß ihm die Eltern zur Entschädigung für seine Plage und Mühe gestatten werden, morgen die erste Vorstellung der Kunstreitergesellschaft zu besuchen."

„Wir wollen sehen!" antwortete der Vater. „Gehe nur jetzt schlafen und ruhe aus von deiner Arbeit!"

Das war unserem Eberhard schon eine gute Vorbedeutung und er war klug genug, der Mahnung des Vaters zu folgen. —

Nun beriethen sich Vater und Mutter, was zu thun sei? „Man sollte dem Eberhard auch einmal durch den Sinn fahren," meinte der Vater, „sonst meint er am Ende, es könne gar Nichts geben, das er nicht mit ansähe!" — „Aber da dauerte er mich doch," antwortete die gute Mutter; „da er so viel zu arbeiten hat, wird er am Ende überdrüssig, wenn man ihm nicht auch eine Freude läßt." — So wurde hin und her berathen. Aber erst den Lehrer zu fragen, ob es auch wahr sei, was

Eberhard berichtet hatte, fiel ihnen nicht ein. Und so kam es endlich zu dem Beschluß, dem Eberhard die Freude zu machen unter der Bedingung, daß er dafür recht fleißig in der Schule sein wolle!“ —

Natürlich versprach Eberhard das Beste, als ihm dieser Beschluß angekündigt wurde. Dem Lehrer, der ihn wegen der versäumten Schule zur Rechenschaft zog, bekannte er seine Schuld, weil er befürchtete, eine Lüge könnte zu einer Untersuchung und so zur Enttäuschung seiner Eltern führen. Die ziemlich harte Strafe des Lehrers ließ er sich gerne gefallen und versprach Besserung, obgleich er an diese nicht im Mindesten dachte. Doch that er an diesem Tage seine Schuldigkeit, um sich die Freude auf den Abend nicht zu verderben.

Dieser Abend kam nach sehnsüchtigem, ungeduldigem Warten endlich herbei. Und dieser Abend war der seligste, den Eberhard je erlebt hatte. —

Die Mutter hatte ihm so viel Geld gegeben, daß er sich auf den zweiten Platz setzen konnte. Da saß er nun in dem hellerleuchteten Circus mit den rothen und blauen Fahnen und mit aller Pracht, welche die Gesellschaft aufzutreiben wußte, ganz aufgelöst in Entzücken und Wonne! —

Die Künste der flinken, gewandten, schimmernd gekleideten Reiter, die bald auf einem Fuße auf dem Rücken des Pferdes standen, bald darauf

tanzten, wie auf dem ebenen Boden, bald vom Pferde auf die Erde, bald von der Erde auf die Pferde sprangen, bald auf den Kopf, bald auf die Hände standen, bald sich an die Füße hängten, bald über rothe Bänder, bald durch papierne Reife setzten, bald sammt den Pferden über Barrièren sprangen, bald spitzige Degen mit silbernen Tellern im Carrièrelauf der Pferde auf der Nase balancirten, bald liebliche Ballspiele mit goldenen Kugeln wunderbar ausführten; die Tänze, welche die Reiterinnen auf den gesattelten Pferden ausführten, ihre mimischen lieblichen Spiele, die immer wiederkehrenden Späße und Tollheiten des Bajazzo mit seinen kleinen Pferden, die zum Todlachen waren, Alles, Alles ergötzte unsern Eberhard bis zur seligsten Freude; Alles verschlang er mit den Augen; Alles beklatschte und bejubelte er. — Kurz, unser Eberhard saß mit dem Gefühle und der wonnigen Ueberzeung da, so ein Reiter zu sein, der solche Wunderkünste zeige, so von Jedermann bewundert und beklatscht und gepriesen werde, das müßte das größte Glück auf Erden sein! Wer es dahin bringen könnte, sich ein solches tägliches Freudenleben zu bereiten, der tauschte gewiß nicht mit den Göttern, von denen sein Virgil und Ovid ihm erzählten.

Niemand wohl beklagte es so schmerzlich, wie Eberhard, als die Vorstellung zu Ende war. Ihm

war's, als löschte man ihm das Lebenslicht aus. —

Voll von dem Entzücken, das er gierig eingeschlürft hatte, ging er durch die dunkeln Straßen heim. Auf dem langen Wege bis zum elterlichen Hause bewegten allerlei böse Gedanken der Versuchung sein Herz und er redete Folgendes mit sich selbst.

„Wenn ich's recht bedenke, so bin ich eigentlich gegen solche Leute doch ein recht unglücklicher Mensch! Da soll ich Tag für Tag Punkt 7 Uhr in die Schule rennen, den ganzen Tag dasitzen und lernen und mich nebenher von dem jähzornigen widerwärtigen Präceptor durchwichsen lassen, soll auch in den schönen Abendstunden noch hinsitzen und bald ein Argument, bald einen Aufsatz, bald eine langweilige Präparation machen, bald Regeln und unregelmäßige Zeitwörter, bald Lieder, Sprüche und langweilige Gedichte auswendig lernen!

„Und wozu soll das Alles führen? Damit ich ein Pfarrer werde," sagt die Mutter. „Also gerade das Langweiligste und Freudenleerste auf der Welt! Nein, Nein, wenn man so ein herrliches Leben haben könnte, wie diese Leute, alle Tage herrlich und in Freuden, da wäre man wohl ein Thor und würde ein Pfarrer! Auch zu Hause gefällt es mir nicht. Was mir Freude

macht, verbietet man mir zehnmal, bis es mir einmal erlaubt wird, und Alles, was mir widerwärtig ist, das soll ich thun! Auch bin ich ja wie ein Gefangener! Was habe ich außer Essen und Trinken und den paar Kleidern? Nichts! Nirgends eine Freiheit und ein eigenes Belieben! Ueberall die widerwärtigste und widersinnigste Abhängigkeit! — Ja, Eberhard, das muß anders werden! — Und du kannst es anders machen, wenn du nur einmal ernstlich willst! — Aber wie? Das wird sich finden! — Wäre ich nur unter den Kunstreitern geboren worden, um wie Vieles besser wäre ich daran!" — —

Unter solchen und noch vielen andern Gedanken schlenderte Eberhard heim, und diese Gedanken waren in ihm immer lebendiger und fester geworden: „Daß es so nicht bleiben dürfe und könne!" das stand vor Allem fest in ihm. — „Aber merken dürfen sie es nicht, denn sonst hindern sie mich!" Das war der letzte Gedanke, mit dem er die Treppe hinaufstieg.

„Grüß dich Gott, Eberhard!" entgegnete die Mutter dem Eintretenden. „Nun, das wird schön gewesen sein?"

„O, es hat mir nicht sonderlich gefallen!" log Eberhard.

„Ist's möglich?" fuhr die Mutter fort. „Du hast doch sonst große Freude an solchen Dingen!"

„Wohl, aber das war nichts Besonderes," antwortete Eberhard. „Da gehe ich nimmer hin!"

„Nun, das ist gut," versetzte die Mutter; „wir hätten es dir doch zum zweitenmale nicht erlauben können! — Aber erzähle uns auch etwas davon!"

Eberhard erzählte nun zwar, aber in so verächtlichem und wegwerfendem Tone und mit solcher Verstellungskunst, daß die guten Eltern wirklich glaubten, Eberhard habe sich schlecht unterhalten, und im Stillen ihrem Gott dafür dankten. —

Auch das Nachtessen wollte Eberhard nicht recht munden und nach einer langweiligen halben Stunde schlich der Heuchler, der undankbare und gottlose Lügner in sein Bett. — —

Dort aber fing das innere Feuer erst wieder recht zu brennen und sein aufgeregtes Gemüth zu kochen an.

Auf seinem einsamen Lager, wo er hätte beten und Gott um Erleuchtung seiner armen Seele und um Besserung seines lieblosen und fleischlichen Herzens hätte bitten sollen, hing er noch lange diesen Gedanken nach und legte sich erst auf das linke Ohr, nachdem er folgenden Plan ausgebrütet hatte.

„Er wolle sein Leben nicht so werthlos und widersinnig verschleudern! Ein Kunstreiter wolle und müsse er um jeden Preis werden. Gesund und stark, hochgewachsen und schlank sei er ja und

werde gewiß einmal ein stattlicher Reiter werden! Auch sei er unter allen seinen Kameraden der beste Turner. Also könne es ihm nicht fehlen! Erlauben werden es freilich seine Eltern nicht. Aber er wolle es eben heimlich thun. Wie? das war die schwierige Frage! Zum Direktor der Gesellschaft gehen und sich anbieten? das ging nicht; der würde ihn am Ende verrathen! Aber an die Stalljungen und Pferdeknechte wollte er sich machen: Diese sollten ihm Rath schaffen. Dazu brauchte er aber Zeit und Geld! Wie sollte er Beides bekommen? Richtig. Er wollte seinen Eltern vorstellen, ob er nicht Abends von 5—7 Uhr eine besondere Stunde im Rechnen und Französischen nehmen dürfe, da er darin noch so weit zurück seie. Einen Lehrer habe er schon gefunden und auch Kameraden, die das Gleiche thuen. Aber der sei ein armer Mann; man müsse ihm das Stundengeld jeden Tag gleich bezahlen und dieses betrage für zwei Stunden nur 4 Groschen. — Eine kleine Sparbüchse hatte er auch; diese wollte er erbrechen! Richtig, so mußte es gehen!“ Also der Plan war fertig! Wie Eberhard nach der Entwerfung eines solchen Planes noch schlafen konnte, ist kaum zu begreifen. Aber er schlief doch. —

Und der Plan wurde auch des andern Tages gleich ausgeführt. —

Die Eltern glaubten dem schlauen Lügner, gaben Erlaubniß und Geld, ahnten nichts Arges, waren vielmehr sehr erfreut über die in ihm vorgegangene Aenderung zum Bessern.

Noch am selbigen Abend, gleich nach der Schule, schon um 4 Uhr, schnupperte Eberhard um die hinter dem aus Brettern gebauten Circus aufgerichteten Baracken herum, in welchen die Kunstpferde aufgestellt waren.

Dort entdeckte er bald einen Jungen von 16 bis 17 Jahren, der ganz allein damit beschäftigt war, die Pferde zu putzen und das Nöthige auf den Abend vorzubereiten. Mit diesem knüpfte Eberhard ein Gespräch an und bat ihn, ihm zu erlauben, zu ihm einzutreten, da er gar gerne die Pferde besichtigen möchte. Dabei drückte er ihm ein Viergroschenstück in die Hand. Nun durfte er auch eintreten und der Junge bewies sich sehr redselig und zuvorkommend, und bald waren die Beiden so ziemlich vertraute Freunde. —

„Woher bist du denn?“ fragte Eberhard.

„Ich bin ein Berliner.“

„Bist du gerne bei diesen Leuten?“

„Warum nicht? Ich verdiene Geld und führe ein freies Leben!“

„Wie kamst du denn zu dieser Gesellschaft?“

„Je nun! Mein Vater wollte mich zu einem Schuster machen und das gefiel mir nicht; da

ging ich zu Herrn Zarosta, und engagirte mich als Pferdejunge; das war bald geschehen."

„Wie lange bist du schon dabei?"

„Sechs Monate sind es jetzt."

„Hast du auch schon Reiten gelernt?"

„Bis jetzt nur die gewöhnliche Schule. Wir müssen Alle von unten auf lernen und dienen. In den nächsten sechs Monaten kommt ein Anderer an meine Stelle; dann trete ich in die Kunstschule ein und lerne das Stehend-Reiten."

„Ist schon ein Anderer an deine Stelle gewählt?" fragte Eberhard mit einer Hast und Erwartung, als ob davon das Leben für ihn abhinge.

„Das kann ich dir nicht sagen," antwortete der Jockey. — „Warum fragst du danach? Hättest du vielleicht Lust dazu?"

„Ja, ich habe große Lust dazu, ein Kunstreiter zu werden, wenn ich auch vorher ein halb Jahr, oder ein Jahr Jockey sein müßte. Vielleicht wäre jetzt gerade die rechte Gelegenheit da. Höre, ich wollte dir gerne ein schönes Stück Geld geben, wenn du mir deinen Platz verschaffen würdest!" — —

Der Jockey besann sich eine Weile dann fragte er: „Hast du noch Eltern?"

„Ja wohl!"

„Sind sie arm?"

„Nein das nicht; aber sie wollen aus mir

einen Pfarrer machen, und lieber wollt' ich sterben, als das!"

„Da hast du schon Recht," fuhr der Jockey fort; „aber werden sie es auch zugeben?"

„In keinem Fall," antwortete Eberhard; „aber eben dazu solltest du mir verhelfen, daß mich Herr Zarosta annähme, ohne daß sie es wissen."

„Das geht anders nicht, als wenn du uns, wenn wir einmal fort sind, heimlich nachreisest; verstehst du mich? Und jedenfalls mußt du dann ein ganzes Jahr lang auf die Gage verzichten und bekommst deine Kost nur mit den Stallknechten."

„O wenn es weiter nichts ist," antwortete Eberhard, „so will ich mir das schon gefallen lassen! Wenn ich nur nach einem Jahr Kunstreiter werden darf."

„Da mußt du dich freilich noch ein wenig strecken!" lachte der Jockey. „Doch, wir können auch Jungens brauchen. Wenn dirs also Ernst ist mit deinem Entschluß und mit dem, was du mir versprochen hast, so will ich mit Herrn Zarosta reden!"

„Aber thue es bald und so, daß es mir nicht fehlen kann;" bat Eberhard. „Damit du siehst, daß ich erkenntlich sein kann, hast du hier gleich Etwas zur Aufmunterung!" Und damit drückte er dem Jockey wieder ein Halbguldenstück in die Hand. — Dafür versprach der Jockey dem

Eberhard, ihm ein kleines Thürchen zu zeigen, durch welches er heute Abend in den Circus einschlüpfen könne. Seelenvergnügt war unser Eberhard und konnte die Zeit kaum erwarten, in welcher ihm endlich sein Glück anbrechen werde.

Noch sechs Tage blieb Herr Zarosta mit seiner Gesellschaft da; dann zog er weiter. Sechs Tage lang hatte Eberhard bald im Stall bei den Pferden, bald im Circus selbst in Kunstreiter-Wonne und Seligkeit geschwelgt. Schon am dritten Tage hatte er durch den Jockey die Zusage erhalten, daß er aufgenommen werde, wenn er an dem und dem Tage in der und der Stadt sich einfinde. Schon betrachtete er sich fest als ein Mitglied der Gesellschaft, deren Pferde und Personen er alle mit Namen kannte und für welche Alle er ohne Unterschied schwärmte. Sechs Tage lang hatte er klug und heuchlerisch seine armen Eltern hintergangen. Drei Tage nachher aber verschwand er eines Morgens aus ihrem Hause, nachdem er sich den Schein gegeben, in die Schule zu gehen, und — kam nicht wieder. —

Denkt Euch den Schrecken, den Jammer, die Verzweiflung der armen Eltern, als sie sein Verschwinden entdeckten, ohne auch nur entfernt ahnen zu können, was aus ihm geworden sei! —

Wohl machten sie Anzeige bei der Obrigkeit und ließen ihn durch öffentliche Blätter zur Heim-

kehr auffordern. Allein in damaliger Zeit war der Weltverkehr noch viel zu beschränkt und die polizeilichen Anstalten und Verbindungen mit dem Auslande waren noch viel zu unvollkommen, als daß dieß gefruchtet hätte. Und daß Eberhard geflohen und zwar ins Ausland geflohen sein müsse, darüber hatte man Vermuthungen auf den Grund der Angaben eines einzigen Knaben, der ihm unter dem Stadtthor begegnet war, aber nicht angeben konnte, welche der beiden Straßen, die sich dort scheiden, er eingeschlagen habe? —

Drittes Capitel.

Der Zigeuner.

Der Mensch denkt es, Gott lenkt es.
(Sprichwort.)

Drei Tage nach der Abreise der Reitergesellschaft des Herrn Zarosta saß dieser eben in dem kleinen Zimmer des Gasthofs zum schwarzen Mann in einer großen Stadt unseres deutschen Landes, da trat ein Knabe von zwölf Jahren zu ihm ein, der zaghaft an der Thüre des Zimmers stehen

blieb. „Sind Sie der Herr Zarosta?“ fragte er kleinlaut.

„Der bin ich,“ antwortete Herr Zarosta mit dem derartigen Leuten eigenen gebieterischen Wesen, „was willst du von mir, Junge?“

„Ich bin der Eberhard aus Waldenstein!“ antwortete dieser.

„Eberhard? Waldenstein? Ich kenne dich nicht; habe nie von dir gehört!“ —

„Nicht?“ fuhr Eberhard noch verzagter fort. „Aber Sie haben mich ja für Ihre Gesellschaft angenommen, wenn ich heute noch hier eintreffe. Deßhalb habe ich den weiten Weg gemacht und mir fast die Füße wund gelaufen!“

„Davon weiß ich kein Wort; wer hat dir das gesagt?“ fragte polternd Herr Zarosta. —

„Der Berliner Pferdejunge, der vor sechs Monaten bei Ihnen eingetreten ist!“ antwortete Eberhard und war nahe am Weinen.

„Der Schlingel hat dich belogen,“ fuhr Herr Zarosta ungeduldig fort. „Ich habe ja den Kerl vor zwei Tagen schon fortgejagt, weil er der größte Taugenichts von der Welt ist.“ —

„Aber ich habe ihm ja Geld gegeben für seine Mühe!“ stöhnte Eberhard.

„Das war dumm von dir, Junge! Wenn du Etwas von mir wolltest, hättest du zu mir selbst kommen sollen! Der Platz ist schon besetzt!“

„Aber, lieber Gott," jammerte Eberhard, „was soll ich denn nun beginnen?"

„Gilt mir gleichviel! Ich habe dich nicht kommen heißen und habe auch keine Zeit, mich mit dir abzugeben! Also packe dich fort!"

Mit diesen Worten war Eberhard entlassen und alle seine schönen Luftschlösser waren auf einmal zerplatzt wie Saifenblasen. —

Traurig schlich er davon. Ihm schwindelte es vor seinen Augen. Ein Strom von Thränen brach aus ihnen hervor, als er jetzt vor der Hausthüre des Gasthofes stand.

Was nun anfangen? Heimkehren? Das wäre jetzt allerdings das einzig Rechte gewesen; heimkehren, wie der verlorene Sohn, von Herzen Buße thun und sich bessern! — Aber dazu war Eberhards Herz noch zu trotzig. Daran schämte er sich noch. Dazu war er noch viel zu lieblos und undankbar gegen seine Eltern. Darum redete er sich vor: „es sei dieß gar nicht möglich; er habe das nöthige Geld dazu nicht." Wirklich sah es in seiner Börse schlimm genug aus. Der kleine Sparhafen, den er heimlich mitgenommen hatte, war unterwegs mehr als zur Hälfte daraufgegangen. Eberhard hatte im Leichtsinn und in der Sicherheit viel zu kostbar gelebt! —

Recht trostlos stand er jetzt da und wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Daß er jetzt zu

Gott aufgeblickt und ihn um Licht und Trost und Hilfe angerufen hätte, daran war gar nicht zu denken, denn Eberhards Herz war schon viel zu lange abgewendet von Gott. —

Als Eberhard so, verzagend und schon halb stumpfsinnig geworden durch sein selbstbereitetes Elend, dastand, erschien vor seinen Blicken auf einmal die Gestalt eines braunen Kerls mit pechschwarzen struppigen Haaren. Es war ein schön gewachsener kräftiger Bursche von etwa 20 Jahren; der trug eine blaue Blouse mit Gürtel, Reiterstiefeln mit Sporen, welche bis an die Kniee die schwarztuchenen Beinkleider verdeckten, und eine gewaltige Hetzpeitsche in der Hand.

Dieser blieb vor Eberhard stehen und fragte ihn: „Was heulst du, Junge?"

Eberhard erzählte unter Thränen und Schluchzen sein Schicksal.

Der Braune, der offenbar der Zigeuner-Race angehörte, schien Mitleid mit dem Erzähler zu bekommen und hörte ihm aufmerksam zu. Endlich, als Eberhard fertig war, sagte er: „Junge, du taugst noch nicht sonderlich in die Welt und mit Herrn Zarosta, zu dessen Gesellschaft ich gehöre, ist heute Nichts anzufangen, das hätte ich dir vorher sagen können; aber, wenn du frisch und munter bist und deine traurige Larve ablegst, so kann dir wohl noch geholfen werden. Die Tänzerin

Blondini hat gestern ihren Jockey und Garderobeburschen fortgejagt. Wenn du einstweilen bis auf Weiteres diese Stelle einnehmen willst, so kann ich dir dazu verhelfen. Aber von Gage darfst du dir nichts träumen lassen. Du bekommst den Abtrag von ihrem Tisch und die abgelegten Fetzen aus ihrer Garderobe; im Uebrigen mußt du dich mit der Ehre begnügen, ihren Laufburschen zu machen, ihre Kleider und Stiefeletten zu säubern, ihr das Pferd vorzuführen und, ehe sie darauf steigt, ihre Schuhsohlen anzukreideln."

„Aber belügst du mich nicht auch, wie der Berliner?" fragte Eberhard.

„Dummer Junge! Du mußt ja froh sein, daß ich dir eine solche Aussicht eröffne!"

„Aber wird Herr Zarosta das zugeben?" fragte Eberhard weiter.

„Was geht das den Direktor an? Die Blondini kann sich halten, wen sie will!" antwortete der Braune. „Wenn es dir also Ernst damit ist, um jeden Preis zu unserer Gesellschaft zu kommen, so will ich dich zu ihr führen. Jetzt gerade habe ich Zeit; die Pferde sind geputzt und abgefüttert, um 11 Uhr aber ist Probe." —

Eberhard willigte ein und der Zigeunerbursche führte denselben sogleich wieder die Treppen desselben Gasthofes hinauf in das Zimmer Nr. 16, das hinten hinaus in den Hof ging.

Als die Beiden nach ehrerbietigem Anklopfen eintraten, saß die Reitkünstlerin an einem Nähtisch und war damit beschäftigt, Guirlanden von Silberflor auf ein weißes Kleid zu nähen.

Der Zigeuner brachte Eberhards Angelegenheit vor und die Sache war bald im Reinen.

Die Tänzerin, ein bleiches hageres Frauenzimmer von 36 bis 40 Jahren, schnurrte in einem Schwall von Worten dem Eberhard alle ihre Bedingungen vor, die nicht sehr ergötzlich lauteten, und setzte, als sie fertig war, auf eine elegante Reitpeitsche mit gläsernem Griff deutend, die an der Wand hing, hinzu: „solltest du dir erlauben, einem meiner Befehle nicht zu gehorchen, oder faul und vergeßlich zu sein, so werde ich mir erlauben, dieß Ding da ein Pas de deux auf deinem Rücken tanzen zu lassen!"

Das klang nicht tröstlich. Aber in seiner verzweiflungsvollen Lage blieb Eberharden nichts übrig, als sich zu fügen. Im Geheimen war er doch froh, seinen Zweck nicht ganz verfehlt zu haben und baute mit seinem gewohnten Leichtsinn seine Hoffnung auf die Zukunft! Was konnte aber diese ihm auf dem Wege der Sünde und des Ungehorsams bringen? Er erkannte nicht einmal die Tiefe seines Falls. Er wagte noch, es halb und halb für ein Glück zu halten, aus dem einzigen Sohne liebender und treubesorgter Eltern, dem es an Nichts fehlte, was einen Knaben glücklich machen kann,

zum hungernden Sklaven einer rohen Tänzerin geworden zu sein. — Wenn das Alles, was jetzt seiner wartete, Eberhard hätte zu Hause ertragen müssen, wie ungebärdig hätte er sich angestellt!

Seine Lage war wirklich traurig. —

Von einem Bett für die Nacht war keine Rede. In einer großen Kammer im Nebengebäude schlief die ganze Stall- und andere männliche Dienerschaft auf leerem Stroh, Nacht für Nacht, die Mäntel als Kopfkissen und alte Pferdeteppiche als Deckbett. Sein Frühstück bestand aus einem Schüsselchen Milch und einem Brode, sein Mittagessen aus Brocken, die vom Tisch seiner Gebieterin abfielen, mit einem großen Stück Brod, und des Abends wartete auf ihn ein Rest der Suppe, die seine Gebieterin speiste, mit ein paar Kartoffeln. Nur an den Abenden, an welchen Vorstellung war, kam ein Glas Bier dazu. — Und dann die Arbeit. Morgens ein halbes Dutzend Schuhe und Stiefeletten säubern, ein Dutzend Röcke und Beinkleider und Trikote ausklopfen; dann im Stall bei den Pferden helfen, zehn- bis zwölfmal bald da, bald dorthin sich ausschicken lassen, das Essen holen und abtragen, bei den Proben und Vorstellungen die Tänzerin und ihr Pferd bedienen und regelmäßig vor oder unter oder nach denselben eine Tracht von der eleganten Reitpeitsche der Dame einnehmen, der man selten etwas recht thun konnte,

wenn es an's Reiten ging, und die jeden Aerger über das Publikum oder die Mitgesellschaft stets an ihrem Pferde und an ihrem Jockey ausließ! War das nicht ein herrliches Leben? — —

Eberhard hätte es nicht länger ertragen, wenn nicht auch in dieser Trübsalsnacht ihm noch ein schwaches Licht der Hoffnung geleuchtet hätte.

Erstens hatte ihm der Zigeuner, dem er seine Noth endlich klagte, gesagt: „Kerl, du bist noch gut daran; sie lobt dich doch; und du bekommst meistens auch blos einmal täglich die Reitpeitsche! Das mußt du noch für ein Glück halten."

Zweitens hatte Herr Zarosta, als er ihn einmal bei der Probe bemerkte und sah, wie gewandt er das Pferd vorführte, gesagt: der Junge macht sich doch, man kann ihn bald auch einmal aufsitzen lassen!"

Zum Dritten aber hatte ihm die Tänzerin an einem Abend, an welchem er in der Vorstellung durch eine gewandte Wendung des Pferdes bei dem Ueberspringen über die Barrière, die Tänzerin vor einem Sturz bewahrte, einen halben Gulden geschenkt.

So ertrug unser Eberhard, in der Hoffnung künftigen Glückes, alle Rohheiten und Launen seiner Gebieterin und alle Entbehrungen, die seine untergeordnete und dürftige Stellung mit sich brachte.

Herr Zarosta hielt sein Wort. Schon acht Tage nachher durfte Eberhard auffitzen. Nach vier

Wochen hatte er bereits die ganze gewöhnliche Reitschule zu voller Zufriedenheit des Herrn Zarosta durchgemacht. Der Sommer neigte sich dem Ende zu. Die Truppe war bereits auf ihren Wanderungen im Norden Deutschlands angekommen, als Eberhard seinen Kurs in der höheren Reitkunst machte. Auch hierin erwarb er sich den Beifall des Direktors; denn nun war Eberhard erst recht in seinem Elemente und setzte allen Eifer, alle Selbstverläugnung, alle Entbehrung und allen Fleiß daran, das höchste Ziel seiner Phantasie zu erreichen. — Dadurch wurde bald Eberhards Lage wesentlich verbessert, denn im Spätherbste, als die Gesellschaft sich in einer großen Residenzstadt des Nordens befand, war Eberhard so weit, daß er das Erstemal im Circus selbst als jugendlicher Reiter sich dem Publikum zeigen konnte. Sein Haupttalent bestand im Ueberspringen von hochgehaltenen Leinen und Tüchern im schnellsten Laufe eines arabischen Renners.

Die Blondini bekam vom Direktor eine Zulage zu Gunsten Eberhards, um ihm bessere Kost zu reichen; der Geschäfte im Pferdestall wurde er enthoben. Sein Lager fand er von nun an in einer eigenen Kammer auf einem ordentlichen Bette. Schon hatte er von dem Direktor die Versicherung, am nächsten Sonntage das Erstemal im Circus auftreten zu dürfen. An Kleidern zu diesem Zweck

fehlte es ihm freilich, aber der Direktor gestattete ihm die Benutzung seiner Garderobe, deren einzelne Stücke ihm die Blondini zurecht richten ließ. Fiel sein erstes Auftreten günstig aus, „so sollte er," diese Zusage hatte ihm Herr Zarosta gegeben, „als jugendlicher Reiter und Voltigeur vorerst mit 25 fl. Monatsgage angestellt werden." Eberhard schwelgte in dem süßen Gedanken, nun doch das höchste Ziel seiner Wünsche angebahnt zu sehen und seine Phantasie zauberte ihm die schönsten Bilder künftigen Glückes vor. Fast konnte er den Sonntag nicht erwarten, an dem er unter dem Namen des jungen Maloini und im Costume eines jungen Hindu seine Feuerprobe bestehen sollte. —

Der Zigeuner hatte unterdessen auch seine Stellung in etwas verbessert. Er war zum Stallmeister avancirt, der mitten im Circus zu stehen und die Pferde vermittelst der Peitsche und der Leine in gleichmäßigem Gang und Takt zu erhalten hatte. Denn zum Reiter eignete er sich nicht. Dazu war er zu plump und litt an Schwindel, sobald er auf dem Pferde stand. —

Endlich war der verhängnißvolle Sonntag da. — Pochte denn unserem Eberhard nicht das Herz? Wo brachte er denn den Muth her zu seinem ersten Auftreten? Nein, Eberhard freute sich kindisch auf diesen Abend. Muthig war er von Natur, und durch den Umgang mit den frechen und wag-

halfigen Menschen dieser Gesellschaft und durch den täglichen Anblick aller Tollkühnheiten, war sein Muth bedeutend gewachsen; sein unbegrenzter Ehrgeiz und seine Eitelkeit aber hatten ihn bis zur Frechheit gesteigert. —

Der Abend war angebrochen. Die Vorstellung hatte begonnen; hell brannten die Lichter und lustig schmetterte die Musik. Eben hatte die Tänzerin Blondini ihre zierlichen Tänze auf dem gesattelten Pferde ausgeführt und war unter warmem Beifall der Zuschauer aus dem Circus geschwebt, als man den arabischen Renner hereinführte. Schnell darauf erschien Eberhard, leichtfüßig in die Mitte des Circus hereinhüpfend und nach allen Seiten sich verneigend. Glänzend war sein Costume und viel versprechend schwang sich der zierliche Junge auf den arabischen Renner. Zweimal jagte er im vollsten Laufe des wunderbar schnellen Pferdes sitzend herum, dann sprang er auf und stand — fest wie an das Pferd mit den Füßen angewurzelt, auch als der Zigeuner, der auch hier die Stelle des Unterstallmeisters versah, den Araber mit der Peitsche bis zum rasendsten Schnelllauf antrieb. Das erste „Bravo" erschallte; der Pöbel fiel klatschend ein und siegestrunken lächelte Eberhard. Denn erst jetzt kam seine Force-Rolle, das Ueberspringen von Leinen und Tüchern während des Carrièrelaufes seines Renners, mit dem er es so weit treiben konnte,

daß in demselben Augenblick, in welchem das Pferd unter ihm über eine Barrière setzte, er über demselben über eine hochgehaltene Leine sprang, daß unmittelbar nach dem Sprung Beide wieder zusammenkamen und Eberhard wieder auf dem Rücken des Arabers stand. Man hatte dieß dem Publikum als ein neues „hier noch nie gesehenes Stück" angekündigt.

Die Musik spielte eine rasche Masurka; die Bedienten stellten sich mit den Barrièren und den Leinen auf; „Vorwärts!" commandirte Eberhard. Sein Renner brach los. Nur einmal ritt er unter der Leine durch; schon auf dem zweiten Rundlauf setzten Pferd und Reiter glücklich über ihre Barrièren. — „Bravo!" brüllte das Publikum. Eberhard kannte sich selbst kaum mehr vor Wonne und trunkener Ruhmesfreude. „Noch höher!" kommandirte er. Man hielt Barrière und Leine noch höher. Athemlos harrte das Publikum. — Eben rannte er wie rasend daher. — „Hei!" rief er jubelnd und der kühne Sprung war gelungen. — Endlos war der Jubel der Zuschauer. Da führte die grenzenlose Eitelkeit unseres Eberhard ihn über alle Schranken der Besonnenheit hinaus. — „Noch höher!" kommandirte er. Selbst das Publikum fing für ihn zu zittern an. „Der Mensch versuche die Götter nicht!" — rief ihm eine wohlmeinende Stimme vom ersten Platze aus zu. —

Vergeblich! Der Araber hatte zwar frischen Athem geschöpft; muthig und siegesgewiß sprang Eberhard auf, um den wahnsinnigen, tollkühnen Sprung zu wagen! Wie rasend jagte er der Barrière zu. — — „Hopla!“ rief er aus und wagte den Sprung — aber — o Graus! — der Araber unter ihm wagte den Sprung nicht mehr; unter der Barrière hindurch konnte er nicht kommen, über dieselbe zu setzen getraute er sich nicht; da prallte er plötzlich zurück, hoch auf sich bäumend; als eben der Zigeuner mit einem gewaltigen Peitschenhiebe ihn antreiben wollte, machte er links um, rannte mitten in den Circus hinein, den Zigeuner über den Haufen, und trat ihn mit beiden Hinterfüßen so auf den Unterleib, daß dieser besinnungslos dalag. Eberhard aber lag mit abgebrochenem linkem Fuße schon längst auf der Bahn. Er hatte zwar den Sprung wirklich ausgeführt, aber er hatte kein Pferd mehr unter sich, auf das er hätte aufspringen können, weil der Araber seinen Sprung nicht gewagt hatte und so stürzte er von der schwindelnden Höhe herab auf die Bahn. Da lagen nun die Beiden, wie todt, während der Araber wüthend durch den Circus rannte und die Randbarrièren bald da, bald dort überspringen wollte. — In bleichem Schrecken saß das ganze Publikum da und ein banges Murmeln entstand, und Hunderte drängten sich in die Nähe der Bahn-

barrière. Eben aber kamen Leute herein und trugen die beiden Unglücklichen auf ausgespannten Teppichen hinaus. Die Vorstellung war in trauriger Weise unterbrochen. Die meisten Zuschauer entfernten sich, und erst nach längerer Zeit erschien wieder eine Reiterin, um die Vorstellung fortzusetzen. Aber alle Schauenslust war dem Publikum vergangen und, wie es schien, auch die Reitlust. Denn die Dame begnügte sich mit einigen matten höchst ungefährlichen Productionen, und gleich nach derselben erschien der Direktor und erklärte die Vorstellung für geschlossen.

So endete dieser Abend für unsern jungen Helden, der an demselben auf dem Gipfel seines Glückes anzukommen gedachte. Aber „der Mensch denkt es und Gott lenkt es!“ — —

Viertes Capitel.

Der Husar.

So höret nun und merket auf, und trotzet nicht, denn der Herr hat's geredet. Jerem. 13, 15.

Wo werden wir wohl unsern Eberhard wieder finden? —

In einem entlegenen Viertel der Stadt, welche Eberhards Reiterkunst gesehen, steht ein schönes großes Hospital. In einem kleinern gegen den Garten gehenden Saale dieses Gebäudes oben an den Fenstern sehen wir zwei Betten neben einander stehen. Auf dem einen sehen wir Eberhard liegen, den abgebrochenen aber bereits wieder eingerichteten Fuß in einer Hängmaschinerie tragend, und von Schmerz und Jammer bleich. Auf dem andern sehen wir den Zigeuner liegen, bleich, mit verzerrtem Angesicht, ächzend unter den Schmerzen einer bedeutenden Wunde am Unterleib, welche das Hufeisen des Arabers ihm beigebracht hatte.

Zu den Füßen der Beiden steht der Direktor der Kunstreitergesellschaft, Herr Zarosta und schüttelte den Kopf.

„Ihr Bursche," sagte er eben, „liegt zwar vorerst erbärmlich da; aber man wird Euch kuriren und Ihr seid besser daran, als ich, denn Ihr habt mir mein Spiel in dieser Stadt ganz verdorben und bringt mich um die Einnahme von wenigstens 10 Tagen. Wie könnt Ihr erwarten, daß ich auch noch die Kosten Eures selbstverursachten Krankenlagers tragen soll?"

„Aber wir sind ja in Ihrem Dienste verunglückt," ächzte der Zigeuner, „und stehen noch in Ihrem Dienste; wie können Sie es über sich vermögen, uns jetzt im Stiche zu lassen?"

„Es ist bei allen Engagements ausdrückliche Bedingung, daß ich für kein selbstverschuldetes Unglück hafte!“ polterte Herr Zarosta.

„Ich bin aber unschuldig,“ erwiederte ärgerlich der Zigeuner; „dieser dort hat's durch seine Tollheit verschuldet.“

„Erlogen!“ jammerte Eberhard. „Ihr habt die Barrière zu hoch gehalten; wenn Ihr noch fünf Sinne hattet, so mußtet Ihr sehen, daß der Araber so hoch nicht setzen kann!“

„Ich habe die Barrière nicht gehalten!“ schimpfte der Zigeuner. —

„Ihr seid Beide selbst schuldig an dem muthwillig herbeigeführten Unglück! Du, Zigeuner, durftest das treffliche Pferd nicht hetzen, und als du sahest, daß es auf dich zurannte, mußtest du ihm aus dem Wege gehen; und du, Junge, triebst deine Kunst bis zur Tollkühnheit in bübischem und frechem Leichtsinn, oder aus Eitelkeit und Prahlerei! Ihr, ihr selbst und ganz allein habt das ganze Unglück herbeigeführt; mein Pferd ist unübertrefflich; also seht zu, wie Ihr damit zurecht kommt!“

„Wäre mir gelungen, was ich ausführen wollte und auch wirklich ausführte,“ behauptete Eberhard, „so hätten Sie Tag für Tag um meinetwegen die besten Einnahmen gemacht, mich aber auch wahrscheinlich nicht höher bezahlt!“

„Nun ist es aber eben nicht gelungen," polterte Herr Zarosta, „und ich bin der beschädigte Theil. Also kurz und gut, ich scheere mich den Teufel um Euch! Seid Ihr einmal kurirt und noch zu der Arbeit tauglich, so steht Euch die Thüre meines Circus wieder offen. Für jetzt aber bleiben wir geschiedene Leute!" Mit diesen Worten klirrte Herr Zarosta im polnischen Rock mit den blankgewichsten Reiterstiefeln und den großen silbernen Sporen davon. —

„Da siehst du das Lumpenvolk!" schrie der Zigeuner aufs Höchste erbittert. „Da liegen wir nun hilflos, bettelarm, und nicht einmal Mitleiden haben sie mit uns; von unserem guten Recht will ich gar nicht reden! Aber wartet nur!" Und er ballte drohend die Faust.

„Ich möchte wissen," fragte seufzend und mit übereinander gebissenen Zähnen Eberhard, „was du diesen anhaben könntest?"

„O, ich habe einen Racheplan;" stöhnte der Zigeuner, „der soll ihnen theuer zu stehen kommen!"

„Wenn es Rache gilt und du kannst mich dabei brauchen, so thue ich auch mit!" versicherte zähneknirschend Eberhard.

Aber in demselben Augenblick, als er dieses sagte, trat eine Gestalt an sein Bett, deren Hereintreten in den Saal die Beiden über ihrer Unterhaltung überhört hatten.

„Die Rache ist mein," spricht der Herr: „ich will vergelten!" Mit diesen sanften Tones gesprochenen Worten trat die weibliche Gestalt an Eberhards Lager. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, mit Ausnahme einer weißen Haube, die sie auf dem Kopfe trug und einer weißen Schürze, die sie umgebunden hatte. Mit offenem Munde starrte Eberhard sie an, und des Zigeuners Blicke ruhten ebenfalls verwundert auf der matronenartigen Gestalt des bleichen Weibes.

„Wie kann man doch Gedanken der Rache in seinem Herzen tragen, wenn die Zuchtruthe des Herrn so schwer auf Einem liegt," sagte die barmherzige Schwester, denn eine solche war die Angekommene, zu Eberhard. „Ihr Beide seid, wie ich höre und sehe, von schwerem Unglück heimgesucht worden und bedürft vor Allem des Trostes und des Gebets. Denn auch Eure Hilfe steht nur bei dem Herren! Wenn Ihr von Ihm verlassen wäret und Ihn verlassen würdet, müßtet Ihr vergehen in Eurem Elende!"

„Ach, laßt uns doch in Ruhe!" stöhnte der Zigeuner. „Das fehlte gerade noch!"

„In Ruhe?" antwortete mit sanfter Stimme und in eindringlichem Tone die Diakonissin. „O wie gerne wollte ich, wenn Ihr wirklich Ruhe hättet, diese Ruhe Euch gönnen. Aber ich fürchte, gerade daran, an der innern Ruhe, am Frieden

des Herzens, an der Ruhe des Gewissens, dürfte es Euch fehlen! Und sie Euch wiederzugeben, darum bin ich gekommen! Es ist mein schwerer, aber süßer Beruf! Bedürft Ihr denn nicht auch einer pflegenden, sorgenden Hand, Ihr Verlassene und Ausgestoßene, Ihr Verwaiste und Heimathlose? Seht, hier die meinige, die schon manchem Hilflosen und Kranken mütterliche Dienste geleistet hat, bietet sich Euch an!"

„Wenn Ihr uns pflegen und versorgen wollt," sagte jetzt in sanfterem Tone der Zigeuner, „werden wir Euch sehr dankbar sein, aber quält uns nicht mit Beten und frommen Redensarten!"

„Quälen? Dazu bin ich nicht gekommen!" fuhr die Diakonissin fort. „Nein, laben und erquicken soll und will ich Eure Seele, Euer Herz. Ihr bedürft solcher Erquickung, wenn Ihr auch jetzt die schwere Krankheit Eures Herzens noch nicht empfindet. Der leibliche Schmerz erhält Euch noch stumpf gegen das innere Elend. Aber so wird es nicht bleiben! Es wird anders kommen und dann werdet Ihr mir danken für das, was Ihr jetzt verschmähet! — Ach, wie herzlich leid thut mirs um die junge Seele da!" — Mit diesen Worten wandte sich die Krankenpflegerin zu Eberhard und trat näher zu ihm, stellte dann einen Stuhl an sein Lager und begann eine lange Unterredung mit ihm. — —

Anfangs war Eberhard sehr mißtrauisch, zurückhaltend und störrisch. Aber die sanfte Güte und die milde und herzliche Theilnahme der Diakonissin überwand endlich doch sein trotziges Herz. Er konnte der theilnehmenden Fragerin nicht widerstehen und so hatte die geübte und erfahrene Pflegerin der Herzen bald seine ganze Lebensgeschichte heraus. Nur die Namen seiner Eltern und die Stadt seiner Geburt nannte er ihr nicht, weil ihn der Zigeuner von Anfang an davor gewarnt hatte. — Dieß war aber auch der Diakonissin nicht von Bedeutung; sie hatte es ja nicht mit Namen, sondern nur mit Herzen zu thun. Und wie manches Herz hatte sie schon aufgeschlossen, erweicht, erschüttert, zu Gott und zur Tugend zurückgeführt. —

Sie hoffte, das auch bei unserm Eberhard zu Stande zu bringen. Weniger hoffte sie von dem Zigeuner, dessen Gemüth sie sehr verhärtet und verstockt fand. Eberhard war mehr ein Opfer des Leichtsinns, der Genußsucht und der Eitelkeit geworden. Jener aber hatte bereits eine innerlich feindliche Stellung gegen Gott und sein Wort, gegen das Gebet und die Tugend angenommen. —

Sie war daher entschlossen, die Trennung dieser Beiden anzuordnen, sobald die Umstände es erlaubten.

Täglich arbeitete das fromme gläubige Weib nicht nur an der Genesung dieser Verunglückten, die mit raschen Schritten vor sich ging, sondern auch an ihren Herzen. Täglich führte sie dieselben in das Wort Gottes ein, betete für sie und mit ihnen, legte ihnen ihre Christenpflicht ans Herz, tröstete sie in ihrer hilflosen Lage und hat Alles, was dienen konnte, um sie zu einer wirklichen, nicht blos erheuchelten Buße zu bringen. —

Mit Eberhard schien das der treuen Arbeiterin im Weinberge des Herren zu gelingen. Er hatte ihr versprochen, sobald er genesen sei, seinen Eltern zu schreiben, sie um Vergebung seiner Sünden gegen sie zu bitten, zu ihnen zurückzukehren und sich von ihnen selbst den Weg dazu bezeichnen und die Mittel dazu darreichen zu lassen. Sie stellte ihm vor, wie dieß das einzige Mittel sei, nicht nur den Gerichten Gottes zu entgehen, sondern auch einer für ihn schimpflichen Entdeckung, die es ihm noch zudem unmöglich machen würde, auf dem betretenen Wege zu bleiben. Alles versprach Eberhard, was sie von ihm forderte; aber es war keine ganze und rechte Bußfertigkeit, die er zeigte, das fühlte die Diakonissin wohl; es liefen Klugheitsgründe und Heuchelkünste mit unter. Und das war's, was sie betrübte. Ein guter Anfang zur Umkehr war bei ihm gemacht, aber

sein Entschluß stand nicht so fest, das er nicht jede Stunde hätte rückfällig werden können.

Das war die Schuld des Zigeuners, der zwar aus Klugheit und Ueberdruß sich alle Einwirkungen auf sein starres Herz von der Diakonissin zuletzt gefallen ließ, aber innerlich so verstockt blieb, als er bisher war. Dieser riß das in einer Stunde immer wieder nieder, was jene in einem ganzen Tage an Eberhards Herz aufzubauen pflegte. —

Sie that es also nicht anders. Die Beiden mußten getrennt werden. Zwei Tage nachher sollte es geschehen. Unglücklicherweise aber erfuhr dieß der Zigeuner durch die Schwatzhaftigkeit eines Dienstjungen, theilte es Eberhard mit und redete Folgendes dazu:

„Sie wollen uns trennen; aber ich wollte wetten, es ist nur auf dich abgesehen. Du warst so dumm, dem schlauen Weibe Alles zu beichten und sie werden nichts Anderes thun, wenn sie dich allein haben, als dich mit Gewalt in deine Heimath ausliefern, damit sie ihre Kosten herausschlagen. Was hast du aber, wenn du daheim bist? Nichts als die steten Vorwürfe deiner Alten! Sie werden dich bewachen, wie einen Gefangenen und werden dich zu einem Berufe zwingen, der nicht mehr für dich taugt! Du wirst daheim unter der Last einer gemei-

nen Arbeit verkümmern, während du, auf deiner bisherigen Laufbahn bleibend, durch deine ungewöhnliche Kunstfertigkeit dir Ruhm erwerben und bald Geld in Fülle verdienen kannst. Und deine Freiheit bleibt dir auch!"

„Gewiß thust du dem frommen Weibe Unrecht!" entgegnete Eberhard. „Ihre Absicht scheint mir die beste zu sein."

„Du kennst die Welt und die Menschen nicht," fuhr der Zigeuner fort. „Ich meine es ja gut mit dir! Wer hat dir denn auf das Pferd geholfen? Niemand als ich! Um der paar Groschen willen, die du mir gegeben hast, wirst du doch nicht mißtrauisch gegen mich sein. Also rathe ich dir, wenn ich dich nicht mehr sehen sollte, laß dich nicht fangen, wie den Fuchs in der Falle, wenn du es nicht ewig bereuen willst! Du wirst bald sehen, daß ich Recht habe! Wenn es einmal so weit ist und du kannst noch davon kommen, dann komme nur zu mir. Draußen vor dem großen Thore steht die Kaserne vom vierten Husarenregiment. Dort wirst du mich finden. Ich trete in dieses Husarenregiment ein; da bin ich geborgen. Die Zeiten sind günstig. Der Krieg hat begonnen. In einem Vierteljahre sind wir vielleicht vor dem Feinde, und vor dem Feinde ist des Soldaten Ernte!"

„Ach, zum Soldaten tauge ich, glaube ich, nicht!“ antwortete Eberhard.

„Du nicht zum Soldaten?“ rief der Zigeuner aus. „Wer besser als du? Und ein solcher Reiter macht unter den Husaren schnell sein Glück!“

Dieß und noch vieles Andere sprach der Versucher. Bald hatte er es dahin gebracht, daß zwei Mächte sich in Eberhards Herzen stritten, die Macht des gewaltigen Einflusses, welchen die Diakonissin über sein Herz gewonnen hatte einerseits, und die Macht der Versuchung zu einer neuen Sündenlaufbahn andererseits.

Welche trug den Sieg davon?

Leider die erste nicht. Am folgenden Tage wurde der Zigeuner in eine andere Krankenstube gebracht. Beim Abschied winkte er Eberharden noch bedeutsam zu und rief: „Vergiß nicht, was ich dir sagte.“ Eberhard blieb, wo er war. —

Noch zehn Tage blieb er da und in diesen zehn Tagen bot die Diakonissin Allem auf, sein Herz ganz für die Pflicht und den Weg des Lebens wieder zu gewinnen. Es wäre ihr vielleicht auch geglückt, wenn nicht ein geringfügiger Umstand alle ihre Bemühungen vereitelt hätte. —

Bereits war Eberharden angekündigt, daß er den folgenden Tag entlassen werden sollte; bereits hatte er der Diakonissin versprochen, in ihrer Begleitung vor dem Inspector des Hospi-

tals zu erscheinen und ihm Alles zu eröffnen, was er ihr bekannt habe, obgleich er nichts so sehr, als gerade diese Maßregel, fürchtete.

Da brach am Abende desselben Tages im Hospitalgebäude ein Brand aus. Eine allgemeine Verwirrung entstand — und diesen allgemeinen Tumult und Durcheinander benützte Eberhard, um unbemerkt und ohne die Nothwendigkeit, irgend Jemanden Eröffnungen über seine Person zu geben, die ihm auch schaden konnten, mit seinen wenigen Habseligkeiten und ein paar Thalern Geld aus dem Hospitale zu entkommen.

Fünftes Capitel.

Der Feldzug.

Ich habe einen Tag der Rache mir vorgenommen.
Jes. 63, 4.

Vier Wochen nach diesem Vorfall ging eilenden Schrittes die brave Diakonissin, die wir vorhin kennen gelernt haben, auf den Hof der Husarenkaserne zu. Sie trug ein schwarz gebundenes Buch in ihrer Hand und war in tiefe Gedanken ver-

sunken. Man sah ihrem ernsten und wehmüthigen Gesichte an, daß sie einen Gang in ihrem Berufe machte. Sie besuchte einen Schwerkranken in der Kaserne, der, ein Verwandter derselben, nach ihr verlangt hatte. —

Sie mußte durch das große Portal des Mittelgebäudes eintreten.

Als sie sich diesem näherte, erkannte sie in dem jungen sehr schmucken Husaren, der dort eben mit blankem Säbel Schildwache stand, augenblicklich unsern Eberhard. Auch er erkannte sie, machte aber sogleich links um und entfernte sich soweit als es sein Dienst erlaubte, von seinem Schilderhause. Aber das half nichts. Die Diakonissin blieb stehen und wartete, bis er wieder näher kam. Dann grüßte sie ihn mit wehmüthiger Freundlichkeit und sprach:

„Also das war der Grund der treulosen und undankbaren Entweichung? Fürchten Sie nicht, junges Blut, daß ich Sie verrathen werde. Aber verlassen Sie sich nicht auf dieses schimmernde Kleid! Der Herr, der Sie so nahe zu sich zog, wird Sie doch zu finden wissen, wenn Sie ihm Ihre Gelübde nicht bezahlen! Sagen Sie mir nur: was hat Sie zu diesem schnellen Abfall bewogen?“ —

„Lassen Sie mich!“ antwortete Eberhard leise,

aber barsch. „Ich stehe hier auf dem Posten und darf mit Niemanden reden, wer es auch sei!“

„Gut!“ antwortete die Diakonissin sanft; „thun Sie Ihre Dienstpflicht, so lange Sie müssen; aber wenn einmal die entscheidende und für Sie vielleicht schreckliche Stunde kommt, da der König aller Könige Sie mit weniger sanfter Stimme in seinen Dienst zurückrufen wird; dann vergessen Sie meine Mahnungen nicht und verachten Sie seine Weckstimme nicht; Sie müßten denn nur ewig verloren gehen wollen! Ich werde nicht aufhören für Sie zu beten! Gott tröste Sie!“ —

Mit diesen Worten schritt die Diakonissin weiter. Eberhard war tief erschüttert. Eine Thräne schimmerte in seinem Auge. Sein Herz bebte. — Als aber im nächsten Augenblick ein Officier vorüberging und Eberhard präsentirte, und des Vorgesetzten Blicke wohlgefällig auf ihm ruhten, war jede andere Regung in seinem Herzen wieder verwischt, außer der des Ehrgeizes und der Eitelkeit. — —

Einen Monat nachher zog dieses Husarenregiment ins Feld und schnurgerade dem Feinde entgegen.

Unter dem schmetternden Trompetenklang tänzelten die schönen Pferde des Regimentes muthig durch die Straßen und die Augen der alten und jungen Krieger blitzten feurig und kampflustig von

den Pferden herab und ein herzliches Lebewohl der Einwohner schallte überall ihnen entgegen. —

Ein gewandter, munterer und stolzer Reiter, saß unser jugendlicher Eberhard auf einem leichtfüßigen Rappen, und sein Herz pochte laut vor der Freude geschmeichelter Eitelkeit. Im selben Gliede, dessen letzten Mann Eberhard bildete, ritt auch sein Busenfreund, der Zigeuner, dem die Husarenuniform und sein braunes Gesicht mit dem dichten schwarzen Schnurrbart ein recht martialisches Ansehen verlieh. Aber finster, düster glühten seine Blicke. — — —

Wir wollen das vierte Regiment auf seinen Kreuz- und Querzügen, zu welchen sie der viel und schnell bewegliche Feind nöthigte, nicht begleiten. Wir wollen nicht Alles erzählen, was Eberhard und sein Kamerad anf diesen Zügen erlebten, und was sie mit Leichtsinn, wilder Sinnenlust, Rohheit und Grausamkeit sündigten. Nur das Eine will ich aus dem inneren Leben Eberhards bemerken, das nämlich, daß er selbst sich mehr als einmal im Stillen über die Langmuth und Geduld Gottes wunderte, wenn er zufällig an ihn erinnert wurde. Denn von Gebet war längst schon keine Rede mehr bei ihm. —

Nach langen Märschen, vielen Bivouaken und zwei nicht unblutigen Treffen, die sie dem Feinde

geliefert hatten, abgehärtet von Strapazen aller Art, kamen endlich diese Husaren mit etwas gelichteten Reihen abermals in der Nähe eines sehr gefährlichen und übermächtigen Feindes an. — Unser Eberhard hatte sich so wacker und tapfer gehalten, daß er bereits die Charge eines Unterofficiers bekleidete, während der faule und nur aufs Stehlen und Rauben ausgehende Zigeuner noch immer gemeiner Soldat war. Aber Eberhard war ein sehr verwilderter Junge geworden und sein Herz war nahe daran, unter dieser sittlichen Verwilderung auf ewig verloren zu gehen. Sein Leichtsinn, seine Genußsucht und das Schandenleben, das ein Soldat im Felde bei tapferem Verhalten und strenger Uebung der Dienstpflicht fast unbemerkt und ungestört führen kann, hatte den höchsten Grad erreicht.

Da bot ihm, wie die Diakonissin es vorausgesehen und vorausgesagt hatte, der erbarmungsreiche Vater im Himmel noch einmal seine rettende Gnadenhand von oben herab, um ihn dem drohenden Verderben seiner Seele zu entreißen. Wir werden sehen, ob Eberhard sie gefaßt hat. — —

An einem schönen Sommerabende, als das Regiment Eberhards dem Feinde entgegenzog, der, wie es hieß, noch sechs Stunden entfernt war, traf auf einmal die Nachricht ein, daß die Vorhut des Feindes bereits auf eine Stunde nahegekom-

men und nur durch einen dazwischenliegenden Wald gedeckt sei, aus welchem sie aber in der Dunkelheit der Nacht leicht hervorbrechen könne.

Da bekam dieses Regiment auf einmal den Befehl, sich in voller Schlachtordnung aufzustellen, und sich ganz stille zu verhalten. Ja, es wurde verordnet, daß sich kein Mann bei Strafe des Hängens erlauben sollte, aus dem Gliede zu reiten, obgleich weder Pferde noch Mannschaft ihr Abendbrod empfangen hatten. —

So stand nun das ganze Regiment mäuschenstille in einer langen doppelreihigen Fronte da.

Der Zigeuner, der ganz in der Nähe Eberhards zu Pferde saß, schlief auf einmal auf dem Pferde ein. Zwei, dreimal weckten ihn seine Nebenmänner auf. Vergeblich! Er schlief immer wieder ein. Einer derselben erinnerte ihn leise an den erhaltenen Befehl und die gedrohte Strafe. Vergeblich! Der Zigeuner schnarchte laut. Sein Pferd, das an den schlaff herabhängenden Zügeln merkte, daß es unbewacht sei und thun konnte, was es wollte, aber auch sehr hungrig war, bekam Lust, das Glied zu verlassen und auf dem nahe gelegenen grünen Rasen zu waiden. Schon war es drei bis vier Schritte vorangegangen, als Eberhard, der heute den Zigeuner nicht aus den Augen lassen konnte, es bemerkte. Er winkte den Kameraden, ihn zurückzuhalten. Einer wagte so-

gar vorzusprengen und den Zigeuner ins Glied zurückzuführen. Aber kaum eine Viertelstunde hatte er wieder wach auf dem Pferde gesessen, so schlief er wieder und fester als je ein. Eberhard, der es bemerkte, winkte dem Nebenmann des Zigeuners zu, ihm einen derben Rippenstoß zu geben. Jetzt aber wurden die Kameraden ärgerlich und Jener sagte fluchend: „Laß die Kanaille schlafen auf Leben oder Tod.“ —

So schlief denn auch unser Zigeuner immer tiefer ein und sein Pferd, das sich des frischen Grases erinnerte, lief aus dem Gliede und mit ihm dem grünen Rasen zu und waidete behaglich und entfernte sich immer weiter von der Fronte.

Eberhard war wüthend. Aber er durfte seinen Platz nicht verlassen.

Nach kurzer Zeit kam plötzlich der Oberst des Regiments angesprengt. Als er den Husaren bemerkte, ritt er auf ihn zu; und als er ihn schlafend fand, gab er ihm einen derben Schlag mit der flachen Klinge über den Rücken und donnerte ihn an: „Kerl! Was machst du da? Du mußt hängen!“ —

Plötzlich erwacht und aufs Aeußerste erschrocken, fing unser Zigeuner nun erbärmlich an zu jammern und sich zu entschuldigen, wie er rein nicht im Stande gewesen sei, der furchtbaren Macht des Schlafes zu widerstehen, bat flehentlich um Pardon

und gab die heiligsten Versprechungen. Aber das war natürlich Alles jetzt vergeblich. Die Kriegszucht mußte geachtet werden.

„Der erste Baum, an den wir kommen, ist für dich, Kanaille," donnerte der Oberst. „Willst du beten und dich zum Tode vorbereiten, so thue es! Ich gebe dir noch eine Stunde Zeit! Marsch!"

Mit erbebendem, tödtlich erschrockenem Herzen ritt der Zigeuner, bleich wie eine Leiche, in das Glied zurück. — Noch einmal tauchte eine leise Hoffnung in seinem Herzen auf. Denn kaum eine halbe Stunde nachher brachte ein Spion die Nachricht, daß die Vorhut des Feindes sich zurückgezogen habe. Nun gelte es aber, so schnell als möglich den Wald zu gewinnen. — Es wurde daher alsbald ohne Rast und Ruhe zum Vorwärtsmarschieren kommandirt, und in bester Ordnung bewegte sich das Regiment dem bezeichneten Walde zu.

Schon schöpfte unser Zigeuner neue Hoffnung und auch Eberhard athmete leichter, als die Schwadron, zu welcher sie gehörten, eben eine sanft aufsteigende Anhöhe hinanritt.

Als sie aber auf derselben angekommen war, erschallte plötzlich durch alle Glieder das Kommando: „Schwadron halt!" —

Lautlos stand das ganze Regiment. Aber nicht

ferne davon stand ein großer Eichbaum einsam da. — Der Zigeuner erbebte, wurde bleich und fing zu zittern an.

Richtig! Da sprengte der Oberst mit einem Adjutanten, zwei andern Officieren, dem Profosen und zwei Soldaten im Galopp daher und auf das Glied des Zigeuners und Eberhards zu, machte da Halt und befahl, daß der Zigeuner von seinen beiden Nebenleuten vor die Fronte geführt werden sollte.

Dort kündigte man ihm an, „daß nun das Urtheil an ihm werde vollzogen werden!“

Die Schwadron des Delinquenten bekam die Ordre, sich im Kreise um die Eiche aufzustellen.

Bald war dieß geschehen. Der Zigeuner war auf erhaltenen Befehl vom Pferde gestiegen und vermochte kaum mehr vor Todesangst, sich auf den Beinen zu erhalten. —

Ganz in seiner Nähe saß Eberhard zu Pferde, gleichfalls todesbleich und aufs Tiefste erschrocken.

Die ganze Mannschaft starrte athemlos auf den Unglücklichen. Manche unter ihnen knirschten mit den Zähnen vor Wuth über die Vollziehung dieses grausamen Urtheils. Um einer solchen Kleinigkeit willen Einen aufzuhängen, erschien ihnen als eine Barbarei. —

Jetzt packte der Profos den Unglücklichen und führte ihn dem Eichbaume zu.

Als der Zigeuner vor diesem stand, schlug er auf einmal an seine Brust und rief unter athemlosem Schweigen der ganzen Schwadron mit lauter jammernder Stimme zum Himmel hinauf:

„Ja, es gibt einen Gott, einen gerechten und heiligen Gott! — Hier, Kameraden, auf dieser Stelle, habe ich vor zwei Jahren einen schuldlosen Reisenden ermordet und unter diesem Baume liegt er begraben!“ —

Ein lautes Murmeln ging durch die ganze Schwadron und Eberhard, dem jetzt wie ein Blitzstrahl die prophetischen Worte der Diakonissin durch die Seele zuckten, dem jetzt das Gewissen mit seiner ganzen Macht erwachte, dem es jetzt war, als ob ein tiefer schwarzer Abgrund vor seiner Seele sich öffne, hatte Mühe, sich auf seinem Rappen aufrecht zu erhalten.

Sogleich befahl der Oberst, nachdem der Zigeuner unter vielen Reuethränen die Stelle genau bezeichnet hatte, ein paar Pioniere zu holen. — Diese sprengten bald herbei, gruben die Erde auf und nach kurzer Zeit fand man den Leichnam! —

„Das ist Gottes Finger!“ rief der Oberst feierlich aus. — „Hinauf mit ihm!“ —

Im Angesichte der ganzen Schwadron wurde der todesbleiche Zigeuner schnell aufgeknüpft und, als die letzten Zuckungen seines blauen Gesichtes

seinen Tod verkündigten, wankte Eberhard auf seinem Pferde und wäre nicht im Stande gewesen, das Kommando des Rittmeisters zu hören und auszuführen, wenn jetzt nicht sein kluger Rappe für ihn gehandelt hätte, der den Willenlosen, Halbbetäubten auf seinem Rücken trug, wohin er mußte. —

Sechstes Capitel.

Die Schlacht und der Sieg.

Ist nicht mein Wort, wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt.

Jerem. 23, 29.

Furchtbar, tieferschütternd war die Wirkung, welche dieses über seinen Freund und Verführer ergangene Gericht Gottes in Eberhards Herzen hervorbrachte.

Von dieser Stunde an kam kein Wort mehr über seine Lippen, das er nicht reden mußte. Tiefsinnig, düster, eine bittere Wehmuth auf seinen Zügen tragend, ritt er dahin. — Denn noch hatte das Regiment keine Ruhe. Erst nach einer Stunde

lagerte es sich zum Bivouak dicht am Rande des bezeichneten Waldes.

Mit tiefzerknirschtem Herzen, seufzend, ruhelos, gequält von innerer Pein, lag Eberhard in dieser Nacht ohne Schlaf auf dem Boden, nur mit seinem Mantel zugedeckt.

Schmerzlich und aufreibend war der innere Kampf, der in dieser Nacht seine Seele durchstürmte. Ein schneller Tod wäre in diesen Stunden ihm das Liebste gewesen. — Aber mit der aufgehenden Sonne zogen auch sanftere, mildere, heiligere Gefühle in sein Herz ein; und das Erstemal lag er jetzt, das Angesicht nach Oben gekehrt, mit den Blicken in den blauen Räumen über ihm Trost und Frieden suchend, mit gefalteten Händen da. Sein Herz betete hinauf, aber er wußte nicht, was er beten sollte. Seine ganze Seele war erfüllt von einer unnennbaren Sehnsucht nach innerer Vereinigung mit dem Heiligen und Gerechten, dessen Dasein mit einem so erschütternden Zeugniß vor seiner Seele sich geoffenbart hatte, an dessen gewissen Gerichten er nicht mehr zweifeln, die er nicht mehr leichtsinnig verachten konnte, von dem er sich aber noch so ferne fühlte, daß er kaum die Augen zu ihm aufzuheben vermochte. —

„Ich glaube gar, Junge, du machst heute dein Testament," lachte der Kamerad, der neben ihm

lag. „Du bist ja seit gestern eine wahre Betschwester geworden!“

„Wollte Gott, ich könnte beten, so recht von Herzen beten!“ seufzte Eberhard.

Der Andere lachte noch mehr. „Holt doch der armen Seele den Feldprediger!“ rief er spottend aus. —

Aber Eberhard erhob sich von seinem Lager, trat in eine Vertiefung hinter eine aufgeworfene Schanze, sank dort auf seine Kniee nieder und fing an unter heißen Thränen ein Gebet zu beten, das, wie er nachher oft sagte, nicht aus seinem Geiste kam, aber so schön, so kindlich, so tröstlich, so herrlich lautete, daß er sich selbst nicht begreifen konnte, und daß es ihm immer war, als ob ein Engel mit seinen Lippen geredet hätte.

Ein süßer Friede kehrte nach diesem Gebet in seinem Herzen ein. Aber dieses Herz war auch ein ganz anderes geworden. Eine ernste, nur auf Gott gerichtete und gegen Alles Andere gleichgiltige Stimmung gewann nun Raum in seinem Gemüthe.

Doch nicht lange konnte er dem Verkehr mit seinem innern Menschen sich überlassen. Kaum war die Sonne über dem Horizonte, als zum Aufbruch kommandirt wurde. — Noch eine halbe Stunde, da wurde Allarm geblasen. Der Feind hatte hinter einem Berge den Wald in der Nacht umgangen,

und ehe man daran dachte, griff er das Regiment in der Flanke an. — Noch gelang es dem Kommandanten, eine Schlachtordnung zu bilden; aber mit wüthender Hitze stürmte schon der Feind daher und es entbrannte eir heißer Kampf. Wacker wehrten sich die braven Husaren, aber der Feind war überlegen; seine Artillerie räumte gewaltig in ihren Reihen auf; immer furchtbarer drang der Feind auf sie ein und warf sie immer und immer wieder auf den Saum des Waldes zurück. Unserem Eberhard wurde sein Rappe durch eine Kartätschenkugel unter dem Leibe todtgeschossen; er selbst wurde durch einen Lanzenstich in die Hand, jedoch nur leicht, verwundet und konnte nur dadurch dem Tode entgehen, daß er im Dickicht des Waldes in eine Grube sich verkroch.

Sein Regiment mußte dem Feinde weichen, konnte aber erst, nachdem fast die Hälfte gefallen war, einen raschen Rückzug antreten, der jedoch bald in eine eilige Flucht vor dem nachjagenden Feinde überging. —

Vier Stunden mochte Eberhard in seinem Versteck gelegen sein, als Alles todtstille ringsumher war. Er hatte seine Hand mit seinem Taschentuche verbunden. Jetzt raffte er sich auf und trat vor den Wald hinaus. Alles stille! Weit und breit keine Seele, außer den Todten, die da

lagen. Die Verwundeten hatte man Alle fortgeschafft. —

Was nun beginnen? Da stand er rath- und hilflos. Aber er blickte jetzt hinauf zu Gott und faltete die Hände und rief: „Barmherziger Gott! Verlaß mich nicht! Du hast mich vom Tode errettet! O sage mir, was ich nun beginnen soll!“

Da war es ihm, als ob eine Stimme in seinem Herzen riefe: „Ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen!“ — Und immer wieder und wieder hörte er diese Stimme. Immer mußte er diese Worte wider seinen Willen wiederholen. — So stand Eberhard lange. „Ja, aufstehen und zu meinem Vater gehen!“ rief er dann aus. „Das ist es, was ich um jeden Preis muß! Herr, führe du mich selbst und zeige mir den Weg!“ —

Mit diesen Worten raffte er Alles, was er brauchen konnte, zusammen, und nahm den Weg mitten durch den Wald.

Als er nach zwei Stunden auf der entgegengesetzten Seite heraustrat, sah er ein Dörflein vor sich liegen, dessen Häuser zum Theil vom Feinde angezündet worden sein mußten, denn ein bläulicher Rauch stieg jetzt noch von den schwarzen Trümmern auf.

„Mit Gott, der mich gerufen hat, sei

es gewagt!“ flüsterte Eberhard und nahm seinen Weg dem Dörflein zu.

Schon von Ferne hörte er einen brausenden Lärm in dem Oertchen und eben, als er in dasselbe schon ziemlich ermattet eintrat, zog ein Haufe aufgeregter und durch die Verwüstungen des abgezogenen Feindes erbitterter Bauern lärmend, zankend und streitend durch die Straße.

Kaum hatten diese den Eberhard erblickt, als sie, wüthend über Alles, was Soldat hieß, ohne nur zu beobachten, daß er nicht von den feindlichen Truppen war, über ihn mit ihren Prügeln und andern Werkzeugen herfielen und ihn, der vergeblich ihnen versicherte, daß er nicht dem Feinde angehöre, so lange mißhandelten, bis er ohnmächtig auf dem Boden liegen blieb. —

Erst als der rohe Haufe sich verlaufen hatte, wagten zwei alte mitleidige Männer sich herzu, um zu untersuchen, ob er noch lebe, und als sie wirklich noch Leben an ihm entdeckten, legten, dem Rathe einer eben vorübergehenden Frau folgend, den Unglücklichen auf eine Wagenleiter und trugen ihn in das Pfarrhaus des Ortes. —

Dort wurde Eberhard mit der ganzen brüderlichen Theilnahme einer wahrhaft christlichen Familie aufgenommen und in ein Bette in einem kleinen freundlichen Stübchen gebracht. Sogleich schickte der brave Geistliche nach dem Arzte der

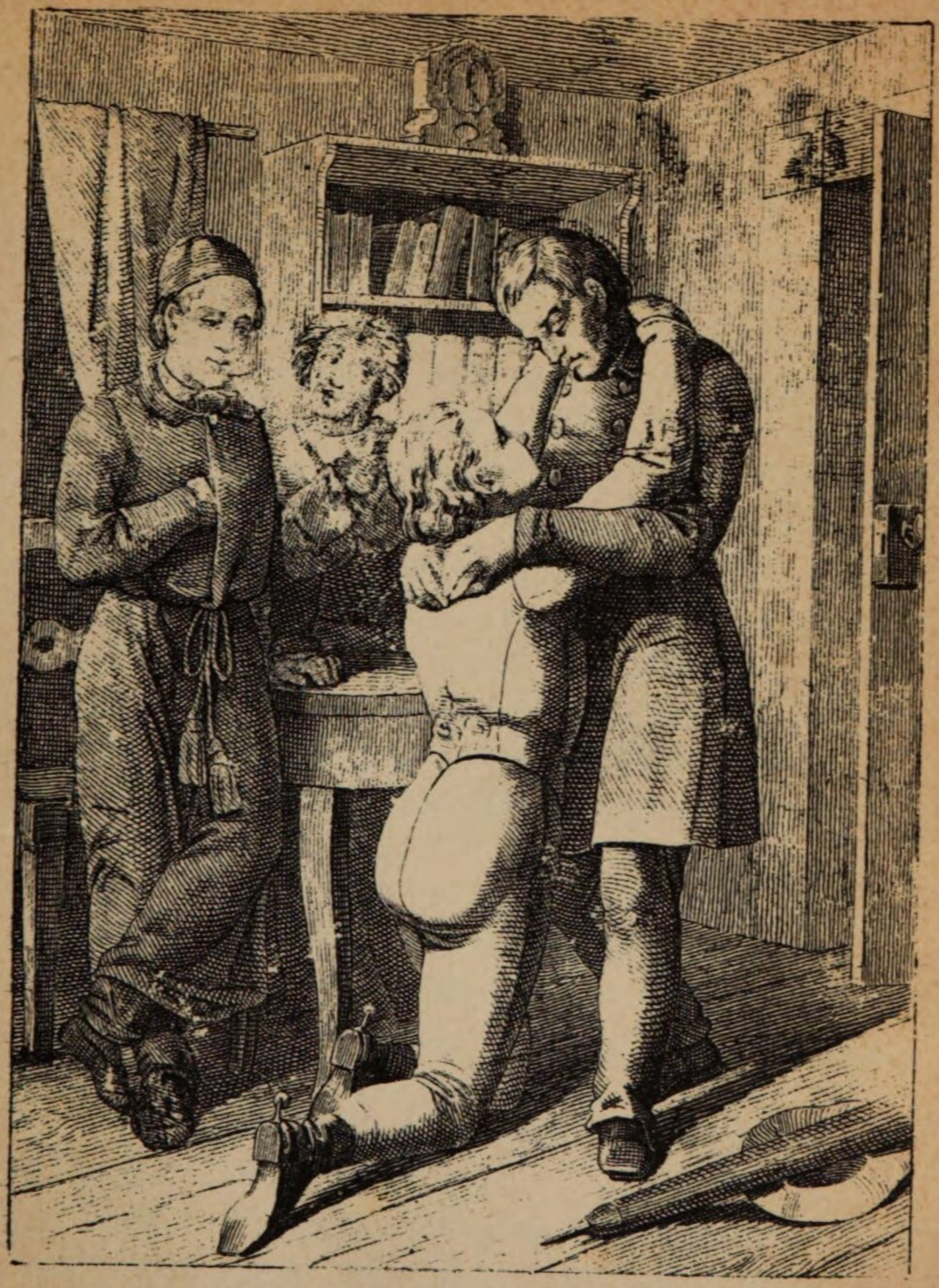
nahegelegenen Stadt, da er den Zustand des immer noch bewußtlos Daliegenden für höchst bedenklich hielt. Er aber versäumte nicht, alle ihm zweckdienlich scheinenden Mittel bis zu dessen Ankunft anzuwenden. Der Knecht und die Magd des Hauses mußten die ganze Nacht abwechselnd am Lager des Kranken wachen, der auch während der Nacht noch nur hie und da schwache Zeichen des wiederkehrenden Lebens gab.

Erst am folgenden Morgen kam Eberhard wieder zum Bewußtsein, konnte aber vorerst nur mit schwacher Stimme ein paar Worte reden. Der am folgenden Morgen ankommende Arzt erklärte den Zustand Eberhards für nicht gerade lebensgefährlich, aber doch immerhin für bedenklich und ordnete Alles, was erforderlich war, für dessen Behandlung an. —

Nach drei Tagen war Eberhard so weit hergestellt, daß er wieder mit stärkerer Stimme und zusammenhängend reden konnte.

Nach weiteren acht Tagen konnte er das Bett verlassen; aber an eine Weiterreise war nicht zu denken. —

Dieses letzte Unglück aber, der leidensvolle Zustand, in dem er sich befand, die väterliche Liebe und Güte, mit welcher Eberhard im Hause des Pfarrers, besonders von dessen zwölfjährigem Töchterchen behandelt wurde, hatte sein Herz so



Meister Traumrin.

Cap. 6.

gebessert, so allen natürlichen Trotz desselben gebrochen, ihn so weich und mild gemacht, daß es dem Pastor vollständig gelang, es für Gott und das Wort Gottes und das Leben im Glauben und in der Liebe Gottes zu gewinnen.

Eberhard hatte dem Pastor freimüthig und unter vielen Thränen der Reue die ganze Geschichte seiner jugendlichen Verirrung erzählt, hatte an der Hand des glaubigen Mannes von Herzensgrund Buße gethan und das heilige Gelübde abgelegt, von nun an ein gehorsamer und dankbarer Sohn seiner Eltern und ein glaubiges Kind Gottes zu werden. Die Vergebung seiner Eltern und die Rückkehr zu denselben war jetzt die wichtigste und heiligste Angelegenheit seines Lebens. Der gute Pastor ging ihm dabei redlich an die Hand.

Vor Allem wies er ihn an, einen Brief an seine Eltern zu schreiben, die Geschichte seiner Verirrung und seiner Bekehrung ihnen offen mitzutheilen, sie um ihre Vergebung und elterliche Hilfe zu bitten. —

Dieß that Eberhard, sobald er zum Schreiben fähig war.

Nach vierzehn weiteren Tagen, welche er unter dem wohlthätigen Einfluß der liebevollen Behandlung, die ihm zu Theil wurde, und des frommen

und gottergebenen Umgangs mit den Gliedern der Pfarrersfamilie zubrachte, kam endlich der langersehnte Brief aus der Heimath.

Der Brief brachte Verzeihung; aber gleichwohl erschütterte er Eberharden aufs Tiefste, und preßte ihm noch mehrere Tage lang Thränen aus, denn er enthielt auch eine herzzerreißende Schilderung des Jammers und der langen quälenden Seelenleiden, die er seinen Eltern bereitet hatte. —

Was Eberhard am glücklichsten machte, war die Nachricht, daß sein Vater selbst in das Dorf, in welchem er so freundliche Aufnahme gefunden hatte, kommen, ihn dort abholen und alle seine Angelegenheiten ordnen werde.

Furcht und Freude kämpften fortwährend in seinem Herzen, wenn er der Ankunft des Vaters gedachte; aber auch die besten und heiligsten Entschlüsse reiften in seinem Herzen, den guten Eltern ihre Lebenstage, so viel an ihm lag, zu erheitern und sie mit der treuesten Sohnesliebe für alle ihre Güte und Treue zu belohnen. — — —

Noch drei Wochen gingen hin, bis eines Abends der Vater Eberhards in die Stube des Pfarrers trat, als dieser und Eberhard eben an einem kleinen Tischchen saßen und mit einander lasen.

So erschütternd war das erste Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, daß die ganze Pfarrfamilie in Thränen zerfloß. Vor die Kniee des

vor Kummer grau gewordenen Vaters stürzte sich der reuige Sohn nieder und umklammerte sie weinend und wollte nicht aufstehen, bis der Vater ihn segnete und dann den Wiedergefundenen unter heißen stillen Thränen schluchzend an sein Herz drückte. — „Das ist ein Anblick," sagte der Pfarrer mit feierlicher Stimme, „über den sich die Engel im Himmel freuen müssen! Kommt, laßt uns dem Herren danken;" und Alle falteten in heiliger Inbrunst die Hände, und den Kopf fest an das Herz des Vaters lehnend, betete Eberhard so, wie er noch nie in seinem Leben gebetet hatte, und es war, als ob der Segen des Allmächtigen in dieser heiligen Stunde durch die Stube des Pfarrers und über ihren Häuptern wogte!

Diese Stunde hat Eberhard nie wieder vergessen. Sie ist der Leitstern seines ganzen Lebens geworden. —

Glücklich ging die Reise in die Heimath von Statten, nachdem der Vater die Angelegenheiten Eberhards geordnet hatte. Wie gerne hätte er dem guten Pastor alle Unkosten ersetzt und ihn für die gastfreundliche Aufnahme seines Sohnes belohnt! Aber Nichts von dem Allem nahm der Pfarrer an. „Er sei mehr als hinlänglich belohnt durch die herrlichen Erfahrungen, die er von der Weisheit und Barmherzigkeit Gottes ge-

macht habe und durch das Werk, das ihm mit Gottes Hilfe an seines Sohnes Herz gelungen sei." —

Ebenso erschütternd war das Wiedersehen von Mutter und Sohn. — Viele Tage lang lebten die Drei in stiller und seliger Einsamkeit bei einander, ehe sie einen Fuß vor die Thüre des Hauses setzten. Eberhard war ohnehin nicht mehr zu bewegen, wie vorher in und mit der Welt zu leben.

„Und nun, mein lieber Eberhard, welchen Beruf wirst du dir auserwählen?" fragte der Vater nach einigen Tagen. —

„Einen stillen und einsamen Beruf," sagte Eberhard, „würde er jedem andern vorziehen. Er wünschte, ein Uhrenmacher zu werden." Der Vater und die Mutter willfahrten. Sie gaben ihn beim geschicktesten Meister der Stadt in die Lehre. Als er was Tüchtiges gelernt hatte, schickten sie den jetzt ernsten und stillen jungen Mann unbedenklich in das Ausland. Nach acht Jahren kehrte er zurück und gründete im Hause seiner Eltern ein eigenes Geschäft, das bald gedieh und blühte. Zwei Jahre nachher holte er des Pastors Töchterlein, das ihn so liebreich gepflegt hatte, zur Ehefrau heim. — Nichts hat seitdem mehr sein Leben getrübt während der vielen Jahre, die er im glücklichsten Zusammenleben mit seinen Eltern und seiner Gattin zubrachte, als der Tod der-

selben. — Nun steht Eberhard allein da auf der Welt. Seht, liebe Kinder, der Eberhard, dessen Geschichte ich Euch erzählte, bin ich selbst, ich Meister Eberhard Trautwein. Nehmt ein Beispiel an mir und ihr werdet es, wie ich auch, Euer Lebenlang erfahren dürfen: „Wer sich mit seiner Arbeit nährt und lässet ihm genügen, der hat ein fein ruhig Leben!“ —

Zwei Mücken auf einen Schlag.

Erstes Capitel.

Der Spieler.

Ihr Verstand ist verfinstert und sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens.

Ephes. 4, 18.

„Wenn ich nicht so viele Beweise der innigsten Liebe meines Gatten Alphons hätte, liebe Agnes, so müßte ich allerdings die unglücklichste Gattin unter der Sonne sein!“

So sprach an einem kalten Wintermorgen die junge und blühende Gräfin von Eichfels, die in einem eleganten Fauteil ihres prachtvoll meublirten, von Luxusgegenständen aller Art dicht angefüllten Wohnzimmers lehnte, zu ihrer Freundin, der noch unverheiratheten Baronesse Agnes von

Warberg, die ihr gegenüber sich nachläßig in einen weichen Divan geworfen hatte.

„Es ist dir zu gönnen, liebe Julie, daß du noch einen Stab hast, an dem du dich immer wieder aufrichtest," entgegnete die treubesorgte Freundin; „ich fürchte nur, auch dieser Stab werde morsch werden und bald brechen! Bedenke selbst, meine Gute, was ist die Liebe eines Mannes, der einer so rasenden Leidenschaft so sklavisch dient? Eine Saifenblase, die jeder Lufthauch zerstören kann." —

„Du glaubst nicht, liebe Agnes," fuhr die Gräfin mit weicher Stimme fort, „wie gut Alphons ist, mit welcher Zartheit und liebevollen Aufmerksamkeit er mich behandelt; ja welcher großen Selbstverläugnung er sogar fähig ist, wenn nicht gerade diese verfluchte Leidenschaft in seinem Herzen wüthet."

„Ich glaube das, Julie," versetzte die Baronin Agnes. „Warum sollte er dich nicht lieben; er müßte ja blind von Gesicht und am Verstande sein, wenn er deine äußern und innern Vorzüge nicht erkennen und schätzen würde. So lange sein Gewissen noch rege ist, wird er dich mit um so größerer Liebe und Rücksicht behandeln, je öfter und ernster ihm dieses sagt, daß er dir das Alles schuldig sei. Aber wird das so bleiben, und muß ich nicht, wenn es, wie nach allen Erfah-

rungen vorauszusehen ist, nicht so bleibt, für deine Zukunft zittern?"

„Aber was soll ich beginnen?" fragte seufzend Gräfin Julie die theilnehmende Freundin. „Alle Mittel, die eine liebende Gattin anwenden kann, um einen verirrten Gatten auf den Weg der Pflicht und der Ordnung zurückzuführen, habe ich vergeblich angewendet!"

„Von deines Alphons Heilung, liebe Julie, rede ich nicht!" fuhr die Baronin Agnes fort. „Du wirst ihn nicht heilen mit allen Künsten der Liebe und weiblicher Klugheit. Ich muß leider glauben, daß du seine Heilung höchstens von der Zeit oder dem Unglück erwarten kannst. Aber eben vor Letzterem möchte ich wenigstens dich bewahren. Also sorge für deine Zukunft. Es ist Zeit dazu. Die Vermögensverhältnisse deines Mannes sind bereits ziemlich zerrüttet. Laß dich nicht von dem Anblick des Goldes täuschen, mit dem er jetzt noch spielt. Es ist nicht sein Gold, ich weiß es zuverläßig. — Stelle dich anders zu deinem hochbetagten und tiefgebeugten Schwiegervater, wenn du nicht mit Alphons dem Elende und der Verarmung preisgegeben werden willst!"

„Muthe mir Alles zu, liebe Agnes; nur das nicht!" entgegnete aufbrausend die Gräfin Julie. „Wie kann ich in freundschaftliche Verhältnisse eintreten mit einem Manne, der mich aufs Tiefste

ohne allen andern Grund verletzt hat, als, weil ich nicht reich bin und nicht dem hohen Adel angehöre, den sein wahnsinniger Stolz allein für ebenbürtig ansieht. Wie kann ich einem Manne gut sein, der in roher Lieblosigkeit meinem Gatten jede Schmach bereitet, die sich ersinnen läßt!"

„Ruhig, ruhig, liebe Julie!" fuhr Baronin Agnes in sanftem ernstem Tone fort. „Zum Ersten thust du diesem alten Manne Unrecht; ich weiß gewiß, er haßt dich nicht; und wenn er in einer Weise gegen deine Verbindung mit Alphons aufgetreten ist, die dich verletzt, beleidigt, erbittert hat, so geschah es weniger aus Abneigung gegen deine Person, als aus Besorgniß wegen eurer Zukunft. Hatte er aber dazu nicht allen Grund? Hat er nicht bis jetzt noch jede mögliche Schonung gegen einen Sohn beobachtet, den mancher Andere längst verstoßen hätte? Zum Zweiten aber, wenn du auch vollständig Recht hättest, würde dir die Sorge für deine eigene Zukunft gebieten, nachzugeben und mit Klugheit die Empfindlichkeit eines gekränkten Herzens zu überwinden. Denn ich weiß zuverläßig und aus sehr sicherer Quelle, armes Weib, daß der alte Graf mit dem Plane umgeht, die Jahresrente deines Mannes auf den geringsten Betrag herabzusetzen, und nur die Zeit abwartet, bis Euch ein Kind erfreuen wird, um dann zu Gunsten dieses Kindes Euch Beide zu enterben

und so die Besitzungen und Güter seiner Ahnen zu retten, da sie, wie er fest überzeugt ist, in den Händen deines Gatten doch über kurz oder lang zu Grunde gehen würden. Ich weiß sogar gewiß, daß der alte Graf dieß deinem Gemahl bereits eröffnet hat!"

„Davon, liebe Agnes, habe ich bis zu dieser Stunde aus dem Munde meines Alphons nichts gehört. Ich erlaube mir daher, vorerst noch daran zu zweifeln. Alphons hat mir noch nie Etwas verheimlicht; selbst seine schwersten Verirrungen nicht!"

„Ich begreife dich wahrlich nicht; ja, ich kenne dich gar nicht mehr!" fuhr die Baronin Agnes fort. „Die Liebe zu deinem Manne hat dich förmlich blind gegen die Wirklichkeit, blind gegen die thatsächlichsten Verhältnisse gemacht! Ich werde mich daher gewiß hüten, je wieder über diesen Gegenstand mit dir zu reden!"

„Zürne mir nicht, Agnes!" bat jetzt Gräfin Julie. „Kannst du es einer treuen Gattin verargen, wenn sie fest zu dem Freunde ihres Herzens steht und am allerwenigsten unter Umständen ihn verläßt, in welchen er ihrer Treue, ihrer Theilnahme, ihrer Vertheidigung, ihres Schutzes am meisten bedarf?"

„Laß mich offen sein, Julie!" fuhr die Baronin fort. „Ich würde dein Herz gewiß bewundern

müssen, wenn ich nicht Grund hätte, zu befürchten, daß dein Groll gegen den alten Grafen wenigstens eine Mitursache deines Edelmuths und deiner Selbstverläugnung sei! Gegen die Sünde und ihre Herrschaft, wo und wie und an wem sie auch auftreten mag, gilt es ein ernstes, entschiedenes, muthiges Einschreiten, wenn man nicht selbst in sie verstrickt werden und vor ihren bittern Früchten bewahrt bleiben will. Dieß mein letztes Wort in dieser Sache!"

„Ich danke dir, theure Freundin!" entgegnete die Gräfin. „Ich weiß, daß du es redlich meinst; aber ich weiß auch, daß man sich beim redlichsten Willen doch auch täuschen kann!"

„Gott gebe, daß ich mich gründlich täusche!" sagte Baronin Agnes, wehmüthig lächelnd. — „Werde ich dich morgen bei mir sehen? Die Gesellschaft wird angenehm werden." —

„Zähle auf mich, liebe Agnes!" versicherte die Gräfin und die beiden Freundinnen schieden im Frieden. — — — —

Die Gräfin Julie setzte sich wieder in ihren Fauteil, nahm ein Buch in die Hand, las aber nicht, sondern überließ sich ihren Gedanken. Sie konnte nicht lesen, so gerne sie wollte. Ein sorgenvolles Herz ist unerbittlich. —

Eine halbe Stunde nachher trat ihr Gemahl,

Graf Alphons von Eichfels, in das Zimmer der Gräfin ein.

Der große, sehr schöne Mann, ein Bild der Gesundheit, aber etwas nachläßig gekleidet, trat mit heiterem, freundlichem Gesichte auf seine Gemahlin zu, ergriff ihre Hände, küßte sie mit Innigkeit und sprach: „Guten Morgen liebe, liebe Julie! Wie hast du geschlafen?“

„Schlecht, wie immer, wenn ich weiß, daß du die Nacht außer dem Hause bist,“ antwortete die Gräfin. „Wo warst du?“

„Im Hause des Baron Friedheim!“

„Und gespielt?“

„Ein wenig!“

„Und dazu brauchtest du die ganze Nacht?“

„Ich hatte verspielt und wollte das Verlorene wiedergewinnen!“

„Warum mußtest du denn aber wieder zu spielen anfangen, Alphons, da du doch weißt, daß mich nichts unglücklicher macht, als dieß, und mir vor wenigen Tagen erst heilig gelobt hast, es nie wieder zu thun?“ —

„Vergieb, Julie! Ich kann, ich kann's nicht lassen; wenigstens nicht so schnell lassen, als du es forderst. — Könntest du denn nicht auch ein bischen Nachsicht mit mir haben?“

„Nachsicht? lieber Alphons. Wie lange habe ich schon Nachsicht mit dir! Aber du miß-

brauchst sie; mißbrauchst meine Liebe, mein Vertrauen!“

„Aber was schadet es denn, liebe Frau?“ fuhr der Graf fort, „wenn ich von Zeit zu Zeit ein Spiel mache! Ist denn nicht jedem Mann eine Erholung, eine Unterhaltung zu gönnen! Wehre ich dir irgend ein Vergnügen? Gewähre ich dir nicht mit Freuden jeden Genuß?“

„Was diese gefährlichste unter allen Leidenschaften schadet, lieber Alphons, liegt am Tage. Dein Spiel hat deine Vermögensumstände zerrüttet, so erzählen sich wenigstens die Leute von Straße zu Straße, von Haus zu Hause, so versichern mich treue Freunde. Dein Spiel hat dir den ganzen Unmuth deines Vaters zugezogen, was uns nur schaden kann. Dein Spiel wird endlich dich um die Achtung deiner Freunde, um allen Kredit, um deine Gesundheit, und mich um eine sorgenlose Existenz bringen! Dein Spiel wird endlich auch meine Liebe zu dir untergraben!“ —

Der Graf seufzte und lief schweigend etliche Male in dem Zimmer hin und her. —

„Es ist Alles Uebertreibung, was du da sagtest, Julie!“ begann er endlich wieder. „In vorübergehender Noth befand ich mich wohl schon, aber darum sind unsere Vermögensumstände noch nicht so ungünstig, als du denkst, und können sich auch schnell wieder bessern: man verliert nicht immer!

Mein Vater ist ein alter grämlicher Mann, der viel knurrt und murrt, aber mir sicherlich nicht schaden wird. Meine Freunde haben mir noch nie Mißachtung bewiesen; daß ich Credit besitze, weißt du selbst und kannst es alle Tage erfahren. Was meine Gesundheit betrifft, so bitte ich dich nur um einen Blick auf meine Wangen! Am allerwenigsten aber kann meine theure Julie glauben, daß ich mich je soweit vergessen könnte, ein so herrliches Weib um ihre sorgenlose Existenz zu bringen. Sieh, Julie, das sind Grillen. Diese mußt du dir aus dem Kopfe schlagen!"

Die Gräfin Julie war geschmeichelt und schon mehr, als gut war, beruhigt; doch fuhr sie fort: „Du kannst mir nicht übel nehmen, Alphons, wenn ich solche Gedanken hege. Denn siehe, erst heute erfuhr ich durch eine zuverläßige Freundin, daß dein Vater die Absicht habe, deine Rente herabzusetzen und uns Beide zu enterben!"

„Aber das kann er ja gar nicht!" warf Alphons ein. „Wie kannst du nur auch solche Mährchen glauben? Meine Rente ist mir verbrieft und Enterbung kann nur zu Gunsten eines gleichberechtigten Erben nach unserem Familienstatut eintreten. Ein solcher ist aber nicht da. Ich bin ja sein einziger Sohn!"

„Gesetzt aber, wir hätten ein Kind, Alphons?" fragte die Gräfin.

„Dann allerdings könnte der Vater eine solche Maßregel durchführen wollen. Aber dagegen gäbe es auch dann noch Mittel und Wege genug. Kurz, ob wir jetzt im Augenblicke viel oder wenig besitzen, Julie, wir sind die rechtmäßigen Erben eines fürstlichen Vermögens, das dich aller Sorgen für alle Zeiten entheben wird, und du solltest mir die Freude mißgönnen, von Zeit zu Zeit ein Spiel mit meinen Freunden zu machen? Nein, nein, das kann meine gute Julie nicht! Da kenne ich sie besser! Nicht wahr?"

Julie lächelte wieder und reichte dem Gemahl versöhnend die zarte weiße Hand. Sie war beruhigt in ihrem Herzen, denn sie war von Natur arglos, und dazu dem leichten Sinne nicht fremd, der immer mit einem Leben ohne Glauben und ohne Gottes Wort Hand in Hand zu gehen pflegt.

Von Glauben und Gottes Wort war aber im gräflichen Hause keine Spur zu finden.

Zweites Capitel.

Krumme Wege.

Die aber abweichen auf ihre krummen Wege, wird der Herr wegtreiben mit den Uebelthätern.

Ps. 125, 5.

Ein Jahr nach diesem Vorgang saß der alte Graf von Eichfels in der großen Stadt, die der Schauplatz unserer Geschichte ist, in seinem Cabinet am warmen Kamin und las in einem Buche. Der alte Herr sah zwar noch sehr stattlich aus, doch zitterten seine Hände vor Altersschwäche. Eben trat der treue Diener des Grafen ein und meldete eine Dame, die ihn um eine Unterredung bitte. Der Graf nahm die Dame an und bald nachher trat diese ein. Es war die Baronin Agnes von Wartberg.

Der Graf lud das Fräulein ein, sich auf dem Divan zu setzen. Er selbst nahm ihr gegenüber in einem Fauteil Platz und fragte: „Was führte Sie zu mir, gnädiges Fräulein?“

„Leider keine angenehme Angelegenheit,“ antwortete ernst die Baroneſſe. „Ich komme in Angelegenheiten Ihres Herrn Sohnes!“

„Von dieser Seite,“ antwortete seufzend und

Zwei Mücken auf einen Schlag.

Cap. 2.

mit Bitterkeit der Graf, „bin ich gewohnt, nur Trauriges zu hören!“

„Die Gemahlin Ihres Sohnes, gnädiger Herr,“ fuhr die Baronin fort, „ist eine langjährige und sehr liebe Freundin von mir, und durch sie sind mir in den letzten Tagen Nachrichten zugekommen, die mich nöthigen, meine Zuflucht zu Ihrem Vaterherzen zu nehmen.“

„Bauen Sie, mein Fräulein,“ fiel der Graf ein, „nicht auf mein Vaterherz, das schon so oft und tief verwundet worden ist, daß es eigentlich nur noch eine große unempfindliche Narbe meines Lebens bildet.“

„Ich hoffe dennoch, Herr Graf,“ entgegnete in sanft bittendem Tone die Baronin, „daß ich dasselbe werde erweichen können! Haben Sie die Güte, mich zu hören! — Sie fanden es für gut, Ihren Sohn aus Ihrer Nähe zu entfernen!“

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche; es verhält sich nicht ganz so,“ fiel der Graf ein. — „Eines Tages kam mein Sohn, was er seit lange nicht gethan hatte, zu mir und legte mir Bekenntnisse ab, die ich von ihm nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht erwarten konnte. Der wesentliche Inhalt derselben war, daß er sein bisheriges Leben bereue, die endlichen traurigen Folgen desselben einsehe und es daher zu ändern fest ent-

schlossen sei, daß dieß aber in seiner bisherigen Umgebung und bei seinem bisherigen Umgang nicht möglich sei. Um aus seiner Lage mit Ehren herauszukommen, sei der Wechsel seines Aufenthaltsortes nothwendig. Aus Rücksicht auf die Wünsche seiner Gemahlin, werde er deren Heimathsort dazu wählen. Er ersuche mich daher, seine Jahresrente zu verdoppeln, damit er noch einige alte Schulden abtragen und an seinem neuen Wohnorte sorgenlos und standesgemäß leben könne. Ich kenne meinen Sohn und mißtraute der Redlichkeit seiner Absicht! Gleichwohl willfahrte ich seinem Wunsche versuchsweise in der von ihm vorgeschlagenen Art. Aber kurze Zeit nach seiner Abreise entdeckte ich, daß diese eigentlich nur den Zweck hatte, sich den Verfolgungen eines hiesigen Wucherers, des schlechtesten Menschen, den ich kenne, zu entziehen. Gehört habe ich seitdem von meinem Sohne Nichts!" —

„Leider muß ich Ihnen mittheilen, Herr Graf," begann nun Baronin Agnes, „daß Graf Alphons seinem Vorsatze nicht treu geblieben ist. Meine Freundin Julie schreibt mir, daß alle ihre Versuche, ihn von der Leidenschaft des Spieles frei zu machen, vergeblich gewesen seien, daß er in einer Weise verschuldet sei, die ihm nicht gestatte, länger da zu bleiben, wo er bisher war, aber auch unmöglich mache, in ehrenhafter Weise die Stadt zu verlassen, daß daher eine bedeutende

Summe erforderlich sei, um ihm die Rückkehr in seine Vaterstadt zu ermöglichen, und daß eine gerichtliche Verfolgung die unausbleibliche Folge wäre, wenn Sie, Herr Graf, nicht um der Ehre ihres eigenen Namens willen helfend ins Mittel treten würden. Julie bittet Sie daher durch mich um diese väterliche Liebe und verspricht zu Ihrer Beruhigung, in eigener Person die Angelegenheiten ihres Gemahls zu Ihrer Zufriedenheit zu ordnen."

„Und diese Summe beträgt?" fragte der Graf.

„Nicht weniger als zwanzigtausend Thaler!" antwortete Agnes.

„Keine Kleinigkeit für einen schon so oft betrogenen Vater!" sprach der Graf bitter. „Aber, sagen Sie, mein Fräulein, glauben Sie wirklich diesen Roman?"

„Meine Freundin Julie belügt mich nie! Sie dürfen von der Wahrheit überzeugt sein!" versicherte Agnes.

„Und würden Sie sich etwa auch entschließen," fuhr der alte biedere Graf fort, „Ihrer Freundin Julie zu Liebe, selbst dahin zu reisen, in eigener Person sich von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen und diese Angelegenheit ehrenhaft zu ordnen?"

„Gerne, Herr Graf, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken!" erwiederte Agnes.

„Warum sollte ich das nicht?" fuhr der Graf verbindlich fort. „Ich kenne und ehre Ihre Fa-

milie! — Aber, ich muß noch eine Bitte daran knüpfen. — Würden Sie wohl auch mir altem und vielgeprüftem Manne zu Liebe Allem aufbieten, meinen Sohn da festzuhalten, wo er ist. Ich habe ihn aus meinem Herzen ausgestrichen und suche nichts, als Ruhe; Ruhe vor diesem gottvergessenen Plagegeist. Diese kann mir aber am allerwenigsten werden, sobald er in meiner Nähe ist.“

Die Stimme des alten tieferbitterten Herren bebte und seine Hände zitterten, als er dieß sagte.

Selbst erschüttert von dem Jammer und Elend, das ungerathene Kinder den Herzen rechtschaffener Eltern bereiten, und von herzlichem Mitleiden erfüllt, antwortete die Baronin: „Ich würde mich glücklich fühlen, wenn ich vermöchte, Ihnen diesen Dienst zu leisten. Ich werde gewiß Allem aufbieten, damit zum Ziele zu kommen!“

„Wenn Sie es zu Stande bringen,“ setzte der Graf hinzu, „bin ich bereit, die Rente meines Sohnes noch um ein Namhaftes zu erhöhen. Im Uebrigen habe ich über mein Vermögen verfügt. Warnen Sie ihn vor trügerischen Hoffnungen!“

Nach kurzer Besprechung des Reiseplans schied Agnes von dem Grafen, der ihr seinen persönlichen Besuch auf den Tag vor der Abreise ankündigte.

* * *

Wenige Tage nachher kam Agnes nach glücklich zurückgelegter Reise in der sehr entlegenen Stadt an, in welcher ihre Freundin Julie wohnte. —

Wir finden die beiden Freundinnen in einem kleinen einfach meublirten Kabinet. Beide saßen auf ungepolsterten Stühlen an einem Fenster, das die Aussicht auf einen nahegelegenen Garten gewährte. Julie sah etwas bleich und kränklich aus und wiegte ihr Kind, ein schönes, frisches, halbjähriges Knäbchen auf ihrem Schooße. —

„Meine Freude, dich wiederzusehen, liebe Julie," sagte gerade die Baronin Agnes, „ist eine doppelt große, da ich dich als eine glückliche Mutter wiederfinde, wenn du auch noch keine glückliche Gattin geworden bist!"

„Gottlob, liebe Agnes!" antwortete Julie. „Ich habe doch nun ein Wesen, das ganz mein eigen ist und dem ich ganz allein angehören darf. Aber ich bin dennoch eine unglückliche Mutter, denn auch diesem reinsten Glück droht Gefahr!"

„Wie so?" fragte Agnes.

„Dir, meiner treuesten Freundin," fuhr Julie fort, „bin ich Offenheit schuldig. Der wahre Grund der Entfernung meines Gatten von seiner Heimath, war die Nothwendigkeit, seinem Vater das Dasein dieses Kindes zu verheimlichen. Denn es bestätigt sich vollkommen, was du mir sagtest, daß der alte Graf uns Beide zu Gunsten eines

etwaigen Kindes enterben will. Niemand außer dir darf von dem Leben dieses Kindes wissen und, bin ich je genöthigt in deine Nähe zurückzukehren, so muß ich mich von ihm trennen. Nie, nie, darf der alte Graf erfahren, daß ich Mutter bin. Meines Gatten Leben hängt daran."

Die Züge der Baronin Agnes wurden sehr wehmüthig ernst. „Also hast du dich doch von ihm in einen Betrug des guten, alten Vaters hineinziehen lassen? Sagte ich dir nicht, durch deine Schwäche, durch deine unbegreifliche Gutmüthigkeit werdest du noch selbst in seine Sünden verstrickt werden? Nun ist es so. O, wenn du den biedern alten Grafen recht kennen würdest, wenn du seinen tiefen Schmerz, sein herzbrechendes quälendes Leid würdigen könntest, es wäre dir nicht möglich gewesen, solchen Schlechtigkeiten deines Gatten nachzugeben!"

„Wenn aber ein Mann vor dir stände, liebe Agnes," erwiederte Julie unter Thränen und Schluchzen, „der mit geladener Pistole dir mit Selbstmord drohte, wenn dieser Mann dein Gatte, der Vater deines Kindes, dein einziger Versorger, die einzige Stütze deines Lebens wäre, und wenn du diesen Mann liebtest, von ganzem Herzen liebtest, ihm Liebe und Treue und Gehorsam heilig gelobt hättest, — sprich, Agnes, was könntest, was würdest du thun?" — —

„Ich weiß, Julie," antwortete die Baronin,

„daß es verzweifelte Umstände gibt und daß du dich in solchen befindest; aber, wenn sie die meinigen wären, so würde ich meine Hoffnung auf Gott setzen und täglich im Gebete um seine Hilfe ringen und ihn um Erleuchtung und Trost bitten, im Uebrigen es aber dann dem Herrn anheimstellen und es darauf ankommen lassen, ob mich ein Mann zwingen könnte, krumme Wege zu gehen und um seiner häßlichen und rasenden Leidenschaft willen, die doch nur zu Verderben und Elend führen kann, mein eigenes Kind zu verläugnen und zu verstoßen!"

„O, es ist freilich gräßlich, gräßlich," rief jetzt die Gräfin schluchzend aus, indem sie ihr Kind fest an ihr Herz drückte und mit heißen Küssen bedeckte; „aber — ich kann ja nicht anders! O Agnes, du bist stärker, ich möchte sagen kälter als ich! Warum kann ich nicht stark wie eine eiserne Säule, nicht kalt wie ein Marmorblock sein!"

„Weil du nicht glaubst, nicht mit Gott umgehst, nicht betest, nichts vom Worte Gottes weißt, nicht auf die Stimme Gottes in seinem Worte und in deinem Gewissen hörst, sondern einzig nur den Gefühlen deines Herzens nachgibst und von ihnen dich unbedingt leiten lässest. Ich habe es dir schon früher gesagt, Julie; ich wiederhole es dir; — auf diesem Wege wirst, mußt auch du zuletzt unter der Knechtschaft der Sünde untergehen!

Ich bitte dich um deines zeitlichen und ewigen Glückes willen; raffe dich auf, werde ein glaubiges und durch den Glauben starkes Weib!"

„Aber werde ich dann der Macht der Verhältnisse gebieten, werde ich darum Wunder thun können!" rief Julie aus.

„Ja, du wirst es können. Du wirst Wunder der Liebe, des Gottvertrauens, der Selbstverläugnung thun!" versicherte Agnes. „Du wirst die Wahrheit der Verheißung unseres göttlichen Meisters erfahren: ‚Wenn Ihr Glauben habet, als ein Senfkorn, werdet Ihr Berge versetzen!'"

„Wird denn aber darum," warf Julie jammernd ein, „auch Alphons ein anderer Mensch werden?"

„Jedenfalls sicherer, als auf diesem Wege!" versetzte Agnes. „Seine Bekehrung muß im Glauben von Gott erbeten sein! Aber das hast du sicherlich noch nie, nie gethan! Schwerlich hast du je an deine eigene Bekehrung gedacht!"

„O Agnes, wie hart bist du! wie grausam!"

„Besinne dich!" antwortete Agnes ruhig. „Besinne dich, ob auch Verstand in diesen Worten ist, Julie! Alles, was ich bisher that und redete und noch rede, geschah nur aus treuer Liebe und Freundschaft zu dir! Kann es denn anders sein?"

„Nein, nein! Du hast Recht, vollkommen Recht! Vergieb mir! Aber muthe mir nicht zu,

das Unmögliche möglich zu machen! Alphons will zurück in seine Heimath, will sein Kind vor seinem Vater verbergen, oder lieber sterben, sterben Agnes!" —

„Ich glaube das zwar nicht," fuhr Agnes fort; „aber du bist schwach genug, es zu glauben! Nun, so handle in Gottes Namen nach diesem Glauben; aber sprich mich von jeder Verantwortung im Voraus frei!"

„So sei es, Agnes!" fuhr Julie mit erleichtertem Herzen fort. „Aber nicht wahr, diese einzige Bitte gewährst du mir noch, Schweige! Schweige vor der Welt und vor dem alten Grafen! Gott wird es dir lohnen!"

„Verrath, liebe Julie, hast du von mir nie zu fürchten!" versicherte Agnes. „Daß ich aber immer und unter allen Umständen schweigen werde, wo deine Rettung, dein Glück und deine Ehre und Gottes heiliges Gesetz das Reden und Bekennen gebieten, das kann und darf ich dir nicht versprechen! Das sei dir genug; wenn nicht, so höre auf, mich deine Freundin zu nennen!"

„Und stirb! solltest du hinzusetzen. Was sollte mir denn das Leben noch werth sein ohne dich; was wäre aus mir jetzt schon geworden, ohne deine treue Liebe. Edles Weib, vergieb mir, daß ich dich nicht verstehe! Vielleicht werde ich dich noch verstehen lernen! Ich will mir Mühe geben!"

„Ruhig, Julie, ruhig! Du bist aufgeregt!“ fuhr Agnes fort. „Gieb dein Kind der Wärterin und folge mir. Es ist Zeit, daß wir an die Ordnung deiner Angelegenheiten und der traurigen Umstände deines Gatten denken. — Der Notar erwartet uns auf meinem Zimmer!“

Augenblicklich legte Julie, nachdem sie das Kind mit einem heißen Mutterkuß abgegeben hatte, ihren Arm in den der edlen Agnese und folgte ihr. —

Drittes Capitel.

Der Treue Lohn.

Und ist mancher Freund, der wird bald Feind, und wüßte er einen Mord auf dich, er sagte es nach.

Sir. 6, 9.

Zwei Monate waren verflossen. Agnes war glücklich zurückgekehrt, hatte dem alten Grafen Bericht erstattet und Rechenschaft über Alles, was sie in dieser Angelegenheit gethan, abgelegt. Der alte Herr war ganz gerührt über so viel Treue und Anhänglichkeit. „Was gäbe ich darum, edles

Fräulein," sagte er mit bewegter Stimme, „wenn Sie mein Sohn wären. Ja, ich glaube selbst um meinen Sohn würde es besser stehen, wenn Sie seine Gattin wären!"

„Wer weiß," antwortete Baronin Agnes. „Julie ist schwach, aber herzensgut. Vielleicht ist ihrer Güte allein das Verdienst zuzuschreiben, daß Graf Alphons überhaupt noch lebt!"

„Ein sehr zweifelhaftes Verdienst, liebe Baronin," sprach der alte Herr mit großer Bitterkeit. „Mit mir wenigstens hat er es dahin gebracht, daß ich über seine Todesnachricht nicht erschrecken würde."

„Um so mehr bedaure ich," fuhr die Baronin fort, „daß es mir nicht geglückt ist, ihn in B. zurückzuhalten. Mein Plan scheiterte an der gutmüthigen Schwäche Juliens, die von seinem Ungestüm, das bis zu einem hohen Grad sich gesteigert hat, das Schlimmste befürchtete."

„Ich bedaure das auch," antwortete wehmüthig der alte Graf, „aber auf der andern Seite gereicht es mir zu großem Trost und zu großer Erheiterung meiner alten Tage, in Ihnen eine ebenso treue als jeder Selbstverläugnung fähige Freundin gefunden zu haben. — Nehmen Sie, edles Fräulein, meinen herzlichsten Dank! Gott segne Sie für Ihre Liebe. Erlauben Sie einem schwerge-

prüften und tiefgebeugten Vater, Ihre Güte und Theilnahme auch ferner in Anspruch zu nehmen!"

„Ich stehe jederzeit mit Vergnügen zu Ihren Diensten!" versicherte Agnes.

„Darum brauche ich Sie gar nicht zu bitten, durch Ihre Freundin Julie, so viel Sie können, weiteres Unglück und weitere Schande zu verhindern. Ich weiß, Sie werden das aus eigenem Antrieb thun."

„Gewiß, Herr Graf," versicherte Agnes. „Sie dürfen überzeugt sein, daß keine andere Angelegenheit mein Herz und meinen Kopf in gleich hohem Grade beschäftigen wird!"

Der Graf dankte nochmals verbindlichst und die Beiden schieden in der herzlichsten Freundschaft. — —

Einen Monat nachher traf Graf Alphons mit Julie wieder in seiner Vaterstadt ein. Sie bezogen wieder ihr altes Quartier. Man schöpfte neue Hoffnung. Der Graf Alphons schien etwas ernster gestimmt und seine äußere Erscheinung machte einen günstigen Eindruck.

Sobald Agnes Juliens Ankunft erfahren hatte, eilte sie zu ihr.

Die Freundinnen hatten natürlich Vieles zu besprechen und sich zu erzählen. Agnes aber hatte das heilige Gelübde gethan, ihre ganze Kraft und Zeit und Liebe der Rettung ihrer theuren Freundin

zu widmen und nichts unversucht zu lassen, was dazu beitragen könne.

„Und wo ist dein Kind?“ fragte endlich Agnes.

„Ich habe es fortgegeben!“ antwortete Julie.

„Rabenmutter!“ rief Agnes aus.

„Ach Gott, ich durfte, ich konnte nicht anders! Ich mußte es Alphons mit einem heiligen Eide geloben!“ —

„Ein sündhaftes Gelöbniß, ein erzwungener Eid hat keine Verbindlichkeit! — Wo hast du es?“

„Schone mich, Agnes! Dringe nicht weiter in mich. Ich darf es dir nicht sagen!“

„Warum nicht?“

„Alphons hat es mir verboten!“

„Also der Elende, den ich gerettet habe, hält mich deines und seines Vertrauens unwerth?“ rief Agnes aufs Höchste erbittert aus.

„Nicht so, nicht so, liebe, theure Agnes,“ versicherte Julie. „Nicht dich allein hatte er im Auge. Keine Seele auf der Welt dürfe um dieses Geheimniß wissen! Das war seine Forderung, das mein Gelübde. Er zittert vor der Enterbung. — Ja, noch mehr, als das, Agnes! O ich bin ein namenlos unglückliches Weib geworden. Ich selbst darf mein Kind nicht wiedersehen, bis der alte Graf gestorben ist.“

„Thörin du, die du dich als willenlose Sklavin eines Barbaren um deine heiligsten Rechte und

Deine seligsten Freuden betrügen ließest!" rief Agnes im tiefsten Unmuthe aus.

„Fange mit mir an, was du willst, Agnes," jammerte weinend Julie — „nur verlaß mich, verstoße mich nicht!" flehte sie.

„Du hättest freilich nichts Besseres verdient!" antwortete Agnes. „Aber auch mich bindet ein heiliges Gelübde an dich — und ich will es halten!"

Julie warf sich an Agnesens Herz und weinte lange. — Diese Thränen gaben Agnes neue Hoffnung und mit ihr im Herzen schied sie. —

* * *

Zwei Monate nachher stand Agnes wieder in Juliens Zimmer, um die Arbeit an ihrem Herzen und an dem Glück ihres Lebens mit unermüdeter Treue fortzusetzen. Lange unterredeten sich die Freundinnen mit einander. Denn Alphons hatte bereits sein altes wahnsinniges Spielerleben nicht nur wieder angefangen, sondern überließ sich, auf die unerschöpflichen Reichthümer seines Vaters pochend, allen Ausschweifungen in wüthender Leidenschaft. Es war bereits soweit mit ihm gekommen, daß Julie allen bisherigen sanften Einfluß auf sein Herz fast ganz verloren hatte, und sich recht unglücklich fühlte, da sie nun auch Gleichgültigkeit, Lieblosigkeit, Untreue von ihm erfahren mußte. Unter heißen Thränen erzählte sie ihre bittern

Erfahrungen der theilnehmenden Freundin. — „O Agnes," setzte sie schluchzend hinzu, „warum folgte ich deinem Rathe nicht — du meintest es so gut mit mir; du hattest Recht!"

„Ich sah das Alles allerdings voraus," antwortete Agnes; „ich sehe voraus, daß es mit jedem Tage schlimmer werden wird. In wenigen Wochen wirst du die mißhandelte und beschimpfte Sklavin eines elenden und verachteten Sündenknechts sein!"

„Aber, wo ist ein Ausweg!" jammerte Julie.

„Ich weiß einen," entgegnete Agnes, „der vielleicht allein sein Herz noch erschüttern und dich von Schmach, Mißhandlung und Sünde retten kann. Verlaß den Unwürdigen! Trenne dich von ihm!"

„Wie? das kann Agnes mir rathen? den Unglücklichen verlassen, dem ich Treue bis zum Tode gelobt habe?" fragte Julie.

„Das dürftest du allerdings nicht," fuhr Agnes fort, „wenn er wirklich ein Unglücklicher wäre, dessen Unglück unverschuldet ist. Aber einem vollendeten Bösewicht, der sich selbst blind, muthwillig, wahnsinnig, lieblos, treulos und undankbar ins Verderben stürzt, obgleich er der Glücklichste sein könnte und zwei Herzen grausam brechen will — bist du keine Treue schuldig. Er hat das Band

gelöst! Du bist aller Pflichten gegen ihn entbunden!" — —

Bei diesen Worten trat der Graf selbst ins Zimmer herein mit wüthend rollenden Augen. Er hatte hinter der halbgeöffneten Thüre des Kabinets gehorcht und Alles gehört, was Agnes gesprochen. —

„Elende Ränkeschmiedin," brüllte er die Baronin Agnes an. „Du bist entlarvt. Also das ist die Freundschaft, die du mir und meinem Weibe heucheltest! Ja, ich kenne dich. Du hast mir meines Vaters Herz gestohlen, hast ihm geschmeichelt und ihn für dich gewonnen, um mir mein Erbe zu rauben. Die ganze Stadt bezeichnet dich als die Räuberin meines künftigen Glückes. Und nun willst du auch mein Weib von meiner Seite und von meinem Herzen reißen. Hinweg aus meinen Augen, Dämon der Hölle, oder diese Pistole wird deinem Leben ein Ende machen!" —

Ohnmächtig sank Julie nieder, und während der Rasende sie in seinen Armen auffing, verließ Agnes das Zimmer. — —

Viertes Capitel.

Das Asyl.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Sir. 3, 11.

Einen Monat nachher sehen wir einen Reisewagen vor dem freiherrlich von Wartberg'schen Hause stehen. Ein herrlicher Maitag ist über der grünenden Natur aufgegangen. Der Kutscher sitzt schon auf dem Bock. Jetzt erscheint Baronin Agnes unter dem Portale. Ihre Augen mit einem feinen Taschentuche trocknend, besteigt sie den Wagen. Ein bürgerliches Mädchen von etwa 20 Jahren folgt ihr und setzt sich zu ihr in den Wagen. Der Kutscher schnalzt, die Pferde traben davon und bald entschwindet der Wagen unsern Blicken. — —

Zwei Stunden nachher hält derselbe vor dem Wirthshause eines kleinen in einem lieblichen Thale gelegenen Dörfchens an. Die Reisenden steigen aus und, ohne das Wirthshaus zu betreten, sehen wir die Baronin Agnes und das Mädchen, das sie begleitete, die Straße des Dörfchens hinabgehen. —

„Du erinnerst dich genau," fragte Baronin

Agnes ihre Begleiterin, „daß dieß wirklich das Dorf ist, in welchem du damals mit der Gräfin Julie warst, als sie das Kind auf der Hinreise in unsere Stadt unterbrachte?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein!" antwortete das Mädchen, das ehemalige Kindsmädchen Juliens, welches das gräfliche Haus verlassen und durch welches Agnes das Geheimniß der Unterbringung des gräflichen Kindes entdeckt hatte. „In demselben Wirthshause stiegen wir ab; diese Straße hier gingen wir hinab und dort unten um die Ecke links in einem Garten steht das Häuschen der Nähterin, bei welcher das Kind sich befindet."

Es fand sich auch Alles richtig so, wie das Mädchen sagte.

Nach wenigen Minuten standen die Beiden vor einem kleinen niedrigen Häuschen, das von einem kleinen Gemüse- und Blumengärtchen umgeben war. Ehe sie eintraten, öffnete sich das Fenster und eine weibliche Person von etwa 30 Jahren fragte: „Wen suchen Sie?"

„Hier möchten wir ein wenig einkehren! Habt die Güte und öffnet die Thüre!"

Die Bewohnerin öffnete zögernd die Thüre und empfing die Beiden anfangs mit mißtrauischem Wesen und verwundert. Als aber Susette, das Kindsmädchen, dieselbe mit ihrem Namen grüßte, erin-

nerte sie sich derselben plötzlich und hieß freundlich die Beiden eintreten. —

Im Stübchen, das sehr geordnet und reinlich war, stand an einem Stuhle, auf welchem einiges ärmliche und zerbrochene Spielzeug lag, ein freundliches, blühendes, fröhliches, einjähriges Kind und unterhielt sich mit seinen Siebensachen, ohne die Eintretenden sonderlich zu beachten.

Die Baronin Agnes ging sogleich auf dasselbe zu, faßte es unter den Armen, hob es zu sich auf, küßte es unter Thränen mehrmals, und rief dabei aus, „du liebes, armes, unglückliches Kind!“

„Sie scheinen mit der Sache bekannt zu sein,“ fragte nun die Nähterin, „Sie sind aber doch nicht die Frau Gräfin von Eichfels?“

„Nein, Liebe; aber die Gräfin ist meine intimste Freundin. Ich bin statt ihrer da. Ihr seht, dieß Mädchen hat dieß Kind einst hiehergebracht!“

„Warum nannten Sie das Kind arm und unglücklich?“ fragte die Nähterin weiter. „Es geht dem Kinde gut; es gedeiht, wie Sie sehen, ist munter und fröhlich. Ich hoffe mir den Dank der Frau Gräfin zu verdienen, obgleich ich sie seit jener Zeit nicht mehr sah, was mir sehr auffällt!“

„Das hat in Familienverhältnissen seinen Grund, meine Liebe!“ versetzte Agnes. „Lasse sie sich das nicht kümmern! Behandle sie nur das Kind recht gut, erziehe sie es recht mütterlich und sei sie

wachsam und verschwiegen. Am Danke der Frau Gräfin soll es nicht fehlen. Sie hat doch bisher ihr Kostgeld erhalten?"

„Ja wohl, regelmäßig jedes Vierteljahr durch einen eigenen Boten der Gräfin."

„Gut!" fuhr Agnes fort. „Die Gräfin, die selbst nicht abkommen kann, hat mich beauftragt, sie mit einer Erkenntlichkeit zu bedenken, wenn ich das Kind wohlverpflegt finde. Nehme sie dieß hier zu ihrer Aufmunterung. Ich werde auch später für sie sorgen." Damit drückte sie der Person zwei Goldstücke in die Hand, welche jene sehr glücklich, freundlich und redselig machten. —

„Nehmen Sie doch Platz!" hieß es jetzt. „Darf ich Ihnen nicht mit frischer Butter und selbstgezogenem Honig dienen?"

Die Baronin nahm es an, um Veranlassung zu längerem Aufenthalte zu finden. Man setzte sich, und nun erkundigte sich die Baronin nach allen Eigenschaften und nach dem ganzen freilich sehr einfachen und armseligen Lebensverlauf des Kindes; ertheilte der Pflegerin alle möglichen guten Lehren, Ermahnungen und Rathschläge und versprach, sie später wieder zu besuchen. —

Erst nach einer Stunde verabschiedete sie sich und kehrte mit Susette, nachdem sie das Kind noch hundertmal geküßt und mit Zuckerwaaren beschenkt hatte, zu ihrem Wagen zurück.

Die Pferde waren abgefüttert, die Zeche bezahlt, und, obgleich der Wirth gar nicht begreifen konnte, warum die Herrschaften nicht bei ihm eintraten, bestieg doch die Baronin sogleich wieder den Wagen, der auch augenblicklich in der Richtung nach Norden weiter fuhr. —

„Wirst du auch die Entfernung von deiner Heimath ertragen können, Susette?“ fragte unterwegs die Baronin. „Du weißt, ich kehre nicht so bald, vielleicht nie wieder nach meiner Vaterstadt zurück.“

„O mit Ihnen,“ versicherte Susette, „reiste ich an das Ende der Welt. Aber ich glaube kaum, daß Sie eine lange Abwesenheit werden ertragen können!“

„Ich werde das müssen, Susette! Und was man muß, das kann man auch!“ fuhr die Baronin, über den Freimuth ihrer Zofe lächelnd, fort. „Graf Alphons und ich können nicht zu gleicher Zeit am selben Orte wohnen! Du kennst den Elenden, hast seine bodenlose Verworfenheit täglich mit angesehen!“

„Und leider selbst erfahren!“ fügte Susette bei. „Der Verlust meiner Ersparnisse wird mir noch lange nachgehen!“

„Sie sollen dir wieder werden, gutes Mädchen,“ versicherte die Baronin. „Geht es durch die Gräfin Julie nicht, so hoffe ich andere Wege zu finden.

Ich zähle dafür auf deine Treue. Es wird mir ferne von der Heimath eine Erleichterung meiner Lage sein, dich stets um mich zu haben!“ —

Susette küßte dankend der Baronin die Hand. —

Das Ziel ihrer Reise war eine ferne nordische Stadt, wo sie in Zukunft dem Hause eines kinderlosen und verwittweten Bruders ihres Vaters, eines alten pensionirten Generals, vorstehen und diesem seine alten Tage erheitern sollte. — Wohl dem alten Onkel. Wessen sich die glaubige, edle und verständige Baronin Agnes annahm, der war wohl versorgt. —

Fünftes Capitel.

Der Wucherer.

Wer fromm ist, der wuchert nicht. Hesek. 18, 8.

Graf Alphons, der tiefgesunkene Sohn eines edlen Vaters, der Fluch und die Schande seines Hauses, der unheilbare Spieler, vom Spieler zum Betrüger und Verbrecher geworden, saß eben in seinem ordnungslosen Zimmer, dem treuen Abbild

seiner verwüsteten Seele, und stützte den bleichen Kopf mit den verworrenen Haaren in brütendem Nachdenken auf seine Hand.

Da pochte es an seine Thüre — und noch einmal und — zum Drittenmale.

„Teufel!“ rief der Graf aufspringend. „Nirgends Ruhe! — Herein!“ —

Da that sich die Thüre auf und herein trat eine kolossale Mannesgestalt mit einem verschmitzten Gesichte und dunkel und unheimlich blitzenden Augen, die bis in die Mitte des Zimmers vortrat und den Grafen fest ins Auge fassend, dort schweigend stehen blieb.

Der Graf schoß wüthende Blicke auf ihn.

„Was wollen Sie?“ fragte er endlich.

„Sie wissen was ich will! Der letzte Termin, den ich Ihnen gegeben, ist vorüber. Wenn Sie nicht heute noch 40,000 Thaler, die Sie mir schulden, bezahlen, verfolge ich Sie morgen durch die Gerichte!“

„Schurke, der Sie mich belogen und betrogen haben; wie können Sie es wagen, eine solche Forderung an mich zu stellen!“

Der Andere zog ein Papier aus der Tasche.

„Reden Sie nicht von Betrug, der selbst alle Welt betrügt. Hier haben Sie mir die Schuld mit eigener Hand und vor Zeugen verbrieft!“

„Lassen Sie sehen!“ fuhr der Graf jetzt in

milderem Tone fort. Sobald er aber die Schuldverschreibung in der Hand hatte, stürzte er auf einen naheſtehenden Gewehrkaſten zu, ergriff eine geladene Piſtole, eilte dem Wucherer, der wie angedonnert daſtand und eben die Flucht ergreifen wollte, voran der Thüre zu und ſtellte ſich vor dieſelbe mit den Worten:

„Elender Wicht, für die Unmöglichkeit Ihrer Flucht iſt geſorgt. Sobald Sie einen Laut von ſich geben und ſich weigern, auf dieſem Papiere den Empfang von 40,000 Thalern mit Ihrer Unterſchrift zu beſcheinigen, jage ich Ihnen dieſe Kugel durch den Kopf! — Wählen Sie Ihr Schickſal!“

An den Flammen, die aus des Grafen Augen ſprühten, erkannte der Wucherer wohl, daß er jede Weigerung unfehlbar mit dem Leben bezahlen müßte. Er beſann ſich daher nicht lange, trat an den Schreibtiſch des Grafen, unterzeichnete die Schuldverſchreibung, reichte ſie dem Grafen dar und ſagte: „Nehmen Sie es hin!“

„Gut!“ ſprach der Graf, trat von der Thüre weg, öffnete dieſe und ſagte: — „Nun gehen Sie, Schurke! Unterſtehen Sie ſich nie wieder, ſich in meinem Hauſe ſehen zu laſſen! Wagen Sie nicht, mich bei Gericht zu belangen. Wir ſind ohne Zeugen! Jeder derartige Schritt koſtet Sie das Leben!“

Der Wucherer ging mit verbiſſener Wuth und

sagte beim Hinausgehen: „Ihre Schuld wird wohl ein Anderer bezahlen!“

Der Graf lachte höhnisch und teuflisch und warf sich, erschöpft von seiner Heldenthat, auf seinen Divan mit einem höllischen Fluche. —

So wächst die Sünde zum riesigen Ungeheuer heran; so gebiert eine Sünde die andere; so sammelt der Knecht der Sünde die Gerichte Gottes über seinem Haupte!

„Aus dem Herzen,“ sagt der Herr, „kommen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsches Gezeugniß und Lästerung. Darum steht jeder Mensch an der Schwelle der Thüre zu jedem Verbrechen, der nicht durch Buße und Glauben und Gebet die sündhaften Regungen dieses argen Menschenherzens bei Zeiten unterdrückt! —

* * *

Acht Tage nachher sähen wir denselben Mann, den wir eben im Hause des Grafen Alphons gesehen haben, in dem uns bereits bekannten Dörfchen im stillen Thale dem Hause der Nähterin, jener Pflegemutter des kleinen Grafen von Eichfels, zugehen und endlich auch in dasselbe eintreten, wenn es Tag wäre. Aber es ist finstere Nacht, so Nacht, daß man den Weg vor sich nicht sehen kann. Aber der Wucherer findet den Weg doch und auch das Häuschen, dessen Fenstervorhänge

herabgelassen sind und in dessen Stübchen eine düstere Lampe brennt, bei welcher die Nähterin an ihrer Arbeit sitzt. Es pocht leise an der Thüre. Die Nähterin öffnet; der Wucherer tritt ein! —

„Ich bin Wildheim!“ sagte er leise, „und komme nun, in Folge der Besprechung, die Sie vorgestern mit meinem Bruder gehabt haben, selbst, um das Nähere mit Ihnen zu verhandeln!“

„Wenn Sie der bezeichnete Herr sind,“ antwortete die Nähterin, „so nehmen Sie Platz. Aber es wird nothwendig sein, wenn Sie ein Geheimniß mir anzuvertrauen haben, die Läden zu schließen. Erlauben Sie, daß ich das schnell besorge. — So geschah es. Der Wucherer setzte sich und begann also:

„Ich weiß, daß Sie ein Kind, das dem Grafen Alphons von Eichfels gehört, in Ihrer Verpflegung haben und daß dieses Geheimniß ein Geheimniß bleiben soll, obgleich es vor mir ein solches nicht mehr ist. Allein es liegt auch mir daran, daß die Sache geheim bliebe!“

„Da Sie es doch schon wissen, wäre es thöricht, dieß zu läugnen,“ antwortete die Pflegerin. „Aber wie berührt Sie dieses Geheimniß?“

„Das sollen Sie gleich hören, sobald Sie mir zwei Fragen beantwortet haben,“ fuhr der Wucherer fort.

„Sind Sie arm?“

„Ich habe nur ein spärliches Auskommen. Die Rente, die ich für den jungen Grafen beziehe, ist fast das Einzige, was mich nährt; denn ich bin kränklich und meine Arbeit wirft wenig ab!“

„Wollen Sie um jeden Preis aus Ihrer dürftigen Lage sich retten und in eine sehr bequeme Lage sich versetzen lassen?“

„Wenn es ohne ein Verbrechen geschehen kann,“ antwortete die Pflegerin, „so ist natürlich“ — — —

„Es fragt sich, was Sie unter einem Verbrechen verstehen,“ fuhr der lauernde Wucherer fort. „Ein Verbrechen wird Ihnen Niemand zumuthen, Aber einen kleinen absichtlichen Irrthum nenne ich noch kein Verbrechen, und in jedem Fall ist ein solcher ungefährlich und bleibt straflos, weil die Absichtlichkeit desselben niemals bewiesen werden kann! Wenn Sie also damit einverstanden sind, bin ich in der Lage, Ihnen glückliche Tage zu machen und ich kann mit Ihnen unterhandeln? Wollen Sie?“

„Ich verstehe nicht, wo Sie hinaus wollen,“ fuhr die Pflegerin fort. „Erklären Sie sich einmal deutlicher!“ —

„Nun, so sei es!“ begann Jener. „Merken Sie wohl auf, was ich Ihnen jetzt erzähle.

„Der Graf, dessen Kind Sie in Verpflegung haben, ist ein Spieler und ein Bösewicht dazu. Ehe ich mich mit dem Grafen einließ, d. h. ihm

Geld borgte, war ich ein sehr reicher Mann. Der Graf aber hat durch eine Gewaltthat, die ich nicht hindern konnte, mich um die Hälfte meines Vermögens gebracht. Es bleibt mir, wie die Sachen stehen, nichts Anderes übrig, als mich auf andere Weise bezahlt zu machen. — Der Graf ist der einzige Sohn eines unermeßlich reichen Mannes, der aber den ungerathenen Sohn verstoßen hat und ihm nur eine Jahresrente von 20,000 Thalern ausbezahlen läßt. Wüßte der alte Graf, daß sein Sohn ein Kind hat, so würde er den Sohn und dessen Frau zu Gunsten dieses Kindes enterben. Darum hat man auch dem alten Grafen das Dasein dieses in einer fernen Stadt geborenen Kindes verheimlicht, und Ihnen, wie mir, muß daran gelegen sein, daß das Geheimniß bewahrt bleibe. Dieß Grafenkind wird hier so lange bei Ihnen verborgen gehalten werden, bis der alte Graf, der wohl nicht mehr lange leben kann, gestorben sein wird. Entweder wird das Dasein dieses Kindes, von dem auch eine Andere weiß, noch vor dem Tode des alten Grafen entdeckt; dann wird es der Erbe desselben, und der junge Graf mag sich todtschießen; oder es wird nicht entdeckt, dann ist dem Grafen die Erbschaft sicher und er wird unermeßlich reich, wird mir aber dessenungeachtet niemals wieder bezahlen, was er mir schuldet. Was er von seinen Reichthümern verschwenden kann,

wird er verschwenden; aber er wird nicht Alles verschwenden können, denn der alte Graf hat für einen etwaigen Enkel durch ein Testament gesorgt, nach dessen Inhalt der Enkel reicher werden wird als der Sohn! Haben Sie mich wohl verstanden?"

„Gewiß," versetzte die Pflegerin. „Aber was geht das Alles mich, was geht es Sie an?"

„Das werden Sie jetzt hören," fuhr der Wucherer fort.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Graf ein vollendeter Bösewicht ist. Daß seine Gemahlin ein leichtsinniges Weib ist, das sich lediglich Nichts um das Kind bekümmert, das Sie in Verpflegung haben, werden Sie daraus abnehmen können, daß sie dasselbe, wie ich sicher weiß, noch nicht einmal seit einem ganzen Jahre besucht hat."

„Man sagt mir, sie dürfe es bei Gefahr des Lebens nicht wagen," warf die Pflegerin ein.

„Gleichviel!" fuhr der Wucherer eifrig fort. „Sie hat es noch nicht wiedergesehen und wird es so lange nicht wiedersehen, bis der alte Graf gestorben ist. — Also hören Sie mich. Ich bin ebenfalls der Vater eines einzigen Knäbchens, das ich Ihnen in Verpflegung geben möchte. Aber es muß vor der Welt Ihr Kind sein!"

„Mein Kind?" rief die Pflegerin aus. „Aber wie soll die Welt das glauben, da ich nie ein Kind hatte!"

„O das kann ja die Welt nicht wissen;“ fuhr der Wucherer fort. „Man streut einstweilen die Nachricht aus, ein Kind von Ihnen habe bisher in fremder Verpflegung gelebt und kehre zu Ihnen zurück. Wenn sich die Welt einmal an diesen Gedanken gewöhnt hat, dann schicke ich Ihnen mein Kind zu. Einen glaubhaften Grund für das Verschwinden meines Kindes zu finden, überlassen Sie mir!“

„Ist das aber nicht Betrug? Sünde?“ fuhr die Pflegerin fort.

„Sie drücken sich zu stark aus,“ widerlegte Jener. „Was liegt am Ende daran? Besser ein kleines Unrecht begehen und dabei sein Lebenlang im Ueberfluß leben, als um eines kleinen Gewissensscrupels willen sein Lebenlang darben!“

„Und was haben Sie denn für eine Absicht dabei?“ fragte die Pflegerin.

„Sehen Sie,“ fuhr der Bösewicht fort. „Mein Knäbchen ist gerade so alt, wie der junge Graf, es hat auffallende Aehnlichkeit mit demselben, es könnte für seinen Bruder gelten. Also sehen Sie; Sie erziehen beide Kinder, und zwar den jungen Grafen als das Ihrige, dagegen das Meinige als den jungen Grafen, und ist einmal die Zeit da, daß der junge Graf abgeholt wird, so erklären Sie mein Kind für den jungen Grafen. Niemand wird einen Zweifel darein setzen. Mein Kind kommt

in den Besitz des gräflichen Standes und Vermögens und ich bin gerächt und bezahlt, denn meinem Sohne, dem ich dieses Glück zugewendet habe, werde ich seiner Zeit schon beweisen können, daß er mein Sohn ist!“ —

„Und warum soll ich das thun?“ fragte die Pflegerin gespannt. —

„Weil Sie sich dadurch Zeitlebens eine behagliche Existenz bereiten können. Wenn Sie mir willfahren, bezahle ich Ihnen jetzt schon eine jährliche Rente von 600 Thalern, und von der Zeit an, da mein Sohn im gräflichen Hause leben wird, verdopple ich sie und lasse Ihnen überdieß als Mitgift für Ihren Sohn nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre desselben die Summe von 20,000 Thalern ausbezahlen!“ —

„Das wäre ja aber eine gottlose Schandthat!“ warf die Pflegerin ein. — „Das kann, das will ich nicht!“ — —

„So bleiben Sie meinetwegen arm und plagen Sie sich bis an Ihr Ende. — Eine gottlose Schandthat dieß zu nennen ist kindisch. Eine einfache Verwechslung, die ja auch aus Irrthum geschehen kann. Was liegt daran?“

„Aber es könnte doch entdeckt werden. Was würde dann aus mir?“ warf die Pflegerin ein. —

„Ich garantire Ihnen dafür, daß Ihnen keinerlei Schaden daraus erwachsen soll. — Ich

nehme Sie, später, sobald Sie es wünschen, in mein eigenes Haus. Dort sind Sie sicher vor aller Entdeckung und Verfolgung." — —

Wohl noch eine Stunde lang quälte sich der Wucherer ab, die Pflegerin für sich zu gewinnen. Lange widerstand sie. Als aber der Bösewicht und schlaue Verführer endlich einen großen Haufen blanker Goldstücke auf den Tisch legte und alle seine Versprechungen ihr unterschriftlich in einem von ihm aufgesetzten Documente versprach — — willigte sie ein, und ehe die Mitternachtsstunde schlug, war der Handel abgemacht.

„So gehet der Teufel umher, wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge!"

Sechstes Capitel.

Der Tausch.

Mein Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Ps. 27, 10.

Sechs Monate verstrichen, da brachte der Briefträger der Baronin Agnes, als sie eben an der Seite ihres alten Oheims, des Generals, den

Thee trank, einen Brief. Augenblicklich erkannte Agnes die Handschrift der Gräfin Julie. — Mit freundlicher Verbindlichkeit beurlaubte sie sich auf eine Viertelstunde von dem Onkel, eilte auf ihr Zimmer und las unter Anderem in dem langen, langen Briefe die Stelle:

„Kurz und gut, meine theure Agnes, das Leben ohne dich, ohne deinen Trost und Rath, ohne deine Ermahnung und Leitung, ist mir zur erquickungslosen Wüste geworden. Die Liebe meines Alphons, von der ich immer noch so viel gehofft hatte, ist erkaltet; ich sehe ihn oft ganze Tage nicht. Seine Leidenschaft ist das Einzige, was sein Herz erfüllt, und jedes Hinderniß derselben wird ihm allmählich ein Gegenstand des Hasses. Ach, ich werde ihm dieses auch noch werden. Ich ahne es im tiefsten Innern meines gequälten Herzens. Entschädige mich, du Liebe, für deine Abwesenheit mit recht vielen und langen Briefen. Dem alten Grafen wollte ich mich nähern, aber er hat eine starre Schranke zwischen uns aufgerichtet u. s. w."

Schon am folgenden Tage beantwortete Agnes diesen Brief aufs Ausführlichste und mit der ganzen Wärme ihrer alten Freundschaft und Liebe. Wichtig ist für uns nur folgende Stelle aus dem Antwortsschreiben der edlen Baronin.

„Arme, unglückliche Gattin und Mutter! Dein Kind habe ich gesehen und kann dich mit der Nachricht erfreuen, daß es gedeiht und dir gewiß einst Freude machen wird. Hast du denn seiner ganz vergessen. Sollte es dir denn nicht einmal möglich werden, ohne Wissen deines Gemahls, den seine Leidenschaft oft Tage und Nächte lang ruhelos umhertreibt, deinem Kinde einen Besuch zu machen? Ich gebe dir das auf dein Gewissen. So lange dieser Bann über deinem Herzen und Haupte liegt, kannst du von der Liebe und Güte Gottes Nichts hoffen! Vielleicht kann ich selbst dir Gelegenheit dazu verschaffen, da du doch selbst zu zaghaft und zu gleichgültig bist, deine Mutterpflicht um jeden Preis zu üben. Denn bloße Erkundigungen durch deinen Boten können ein Mutterherz nicht zufrieden stellen. Ich habe Hoffnung, vernimm es und staune, zu dir zurückzukehren, was ich ebenso sehr, als ich es um deinetwillen wünsche, um deines ruchlosen Gatten willen fürchte. Ich bin seit einem Monat die glückliche Verlobte des Grafen von Helmburg, der seit zwei Monaten hier Attaché bei der Gesandtschaft von B. geworden ist, und dessen nächste Bestimmung, wenn seine hiesige Dienstzeit sich schließen wird, die Gesandtenstelle in meiner Vaterstadt sein wird. Ein Bruder desselben lebt als Gerichtspräsident bereits in meiner Vaterstadt. Mein Verlobter hat ihm unsere Beziehungen ge-

meldet und du darfst nicht nur einen Besuch desselben erwarten, sondern auch seiner Theilnahme und seines Rathes, seiner Hilfe und Leitung, wenn und wo du sie bedarfst, gewiß sein. So kann ich dir doch einigermaßen meine Abwesenheit ersetzen u. s. w. u. s. w." —

Unternehmen wir eine kleine Reise in das Dörfchen, in dem wir schon zweimal waren, so finden wir dort Manches verändert.

In dem kleinen Stübchen der Nähterin sieht es jetzt viel wohlhabender aus. Wir finden da jetzt auch zwei Knäbchen statt des Einen, das früher in Einsamkeit seine Tage hinbrachte. Beide sehen einander ziemlich ähnlich, sind frisch und gesund, munter und fröhlich. Aber in ihrer äußern Erscheinung zeigt sich ein bedeutender Unterschied. Der Eine ist in schwarzen Sammt mit goldenen Tressen elegant gekleidet und sitzt auf einem hübschen Wiegenpferde, das er in ritterlicher Weise mit Sporen und Peitsche tüchtig bearbeitet; der andere trägt die Kleider eines gewöhnlichen Bauernjungen, ist zwar reinlich gehalten und gleich gut genährt, aber schon der Schnitt seiner Haare ist kurz und bäuerlich, während den Kopf des andern blonde Locken umwallen, und der Arme hat nur ein Steckenpferd zu seiner Verfügung, das er jedoch ebenso vergnügt tummelt. Der auf dem eleganten Wiegenpferde war des Wucherers Sohn,

der angebliche Sohn des Grafen von Eichfels, der bereits auf die Frage, wie heißt du? die Antwort zu geben gelernt hatte, „Alphons von Eichfels!“ Der auf dem Steckenpferde war der wahre junge Graf, das arme betrogene Kind, das in aller Unschuld und Demuth den Leuten sagte, es heiße Jakob Reuberg, und die Nähterin für seine wirkliche Mutter ansah. Die beiden lebten für gewöhnlich in gutem Frieden; brach aber Streit aus, so mußte der vermeintliche Graf immer Recht haben und der Bauernjunge mußte sich ducken. Die Nähterin aber lebte, wie man zu sagen pflegt, wie der Vogel im Hanfsamen. Denn für Geld sorgte der gottlose Wucherer in Hülle und Fülle. — —

Siebentes Capitel.

Die Rückkehr.

Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte Geduld darüber haben!

Luc. 18, 7.

Sechs Jahre waren bereits verflossen. Die beiden Knaben im Dörfchen draußen waren derbe

kräftige Jungen geworden, von denen der Eine, Jakob, die Dorfschule besuchte, der Andere seinen Unterricht im Hause des Pastors empfing, damit er nicht die rohen Sitten und Ausdrücke der Bauernjungen annehme. —

An einem neblichen Septembertage fuhr die Baronin Agnes an der Seite ihres Gatten, der jetzt erst den Gesandtschaftsposten in der großen Stadt, in welcher Julie lebte, antreten durfte, mit sehr widersprechenden Gefühlen ein. Ihr Glück an der Seite eines vortrefflichen und hochgestellten Gatten, im Kreise ihrer Angehörigen, in ihrer alten Heimath, wäre ein ungetrübtes gewesen, wenn nur in jener Stadt nicht Graf Alphons gelebt hätte, wenn Julie nicht in diesen sechs Jahren noch unglücklicher geworden wäre. Doch hatte die edle Baronin Glauben und darum auch Liebe genug, um mit Hoffnung und Zuversicht in die neuen Verhältnisse, die sie erwarteten, einzutreten. — —

Gleich am folgenden Tage fuhr sie bei ihrer alten Freundin Julie vor, von welcher sie schon seit langer Zeit nichts mehr gehört hatte, als die herzzerreißendsten Klagen.

Der Graf wohnte nicht mehr in einem großen Hause, wie zuvor, sondern in dem Hause eines Spielers, der ihm sein oberes Stockwerk eingeräumt hatte. Dort lebte Julie neben allen Ent-

behrungen und Mißhandlungen wie eine Gefangene, von den Creaturen des Hausbesitzers und den Spionen ihres nichtswürdigen Seelenmörders bewacht; verkommen, entnervt an Leib und Seele! —

Agnes traute ihren Augen kaum, als sie in das ärmliche Zimmer Juliens eintrat und in dieser bleichen, zerfallenen, geknickten, aller Lebenskraft beraubten Gestalt mit den hohlen Wangen, den matten welken Augen, ihre Julie wieder erkennen sollte.

„Julie! Bist du es wirklich, armes Weib?" rief sie ihr entgegen. Diese aber sank unter stillen Thränen an ihr Herz und weinte lange. Und auch Agnes konnte sich der Thränen nicht erwehren.

„Ach, wie ganz anders ist Alles geworden," begann Julie seufzend und mit matter Stimme, „seit wir uns nicht wiedergesehen haben. Oft muß ich mich besinnen, ob ich auch noch wirklich lebe!"

„Armes Geschöpf," sagte Agnes theilnehmend und ihr die bleichen Wangen streichelnd, „mit dir ist es weit gekommen! Es war wahrlich hohe Zeit, daß ich kam. Konntest du dich denn wirklich von diesem Teufel von Menschen so langsam tödten lassen?" —

„Ach, ich mußte, ich mußte, Agnes! Es war als ob ein verhängnißvoller Bann auf meiner Seele läge. Ich mußte Alles thun, was er wollte, bis

ich in diese tiefe Sklaverei herabgesunken bin, die mich abhängig von den nichtswürdigsten Creaturen gemacht hat!“ —

Agnes besann sich eine Weile. — Dann sagte sie: „Unbegreiflich, räthselhaft. Aber,“ setzte sie leise hinzu, „es war dieß am Ende der einzig richtige Weg zu der Rettung deiner Seele! — Fasse Muth, liebes Weib! Ich werde Alles, Alles, was mir möglich ist für deine Rettung thun!“ —

„Ist es möglich,“ rief Julie weinend aus, „daß du mir dennoch deine Liebe bewahrt hast. Ich fürchtete, du werdest nie wieder wagen, mein Haus zu betreten, seit er, der Ruchlose, dir mit dem Tode gedroht hat!“

„Gegen einen Ueberfall von seiner Seite, arme Julie, ist Fürsorge getroffen,“ antwortete Agnes. „Er kann dieß Haus nicht betreten, ehe ich es verlassen habe. Aber leider kann ich heute nicht länger bei dir verweilen, werde dich auch nie wieder besuchen. Dagegen werde ich dich fleißig in meinem Wagen mit sicherer Begleitung abholen lassen, Morgen hoffe ich von dir eine genaue Schilderung deiner Lage zu erhalten und mit dir die zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen! Inzwischen lebe wohl! Ermanne dich! Sei muthig und stark! Gott wird helfen!“ Mit diesen Worten und einem Kuß auf Juliens bleiche Wange schied die Baronin. —

* * *

Am folgenden Morgen gegen 11 Uhr trat Agnes in das Zimmer des alten Grafen von Eichfels ein. Der alte Herr saß, schwergedrückt von der Last des Alters, in seinem Lehnsessel. Mit schwacher zitternder Stimme entschuldigte er sich, weil ihm seine zunehmende Altersschwäche nicht mehr erlaubte, aufzustehen, und bat Agnes, sich in seine Nähe zu setzen. „Er seie überzeugt," fügte er hinzu, „daß sie sein vielgeprüftes Herz schonen werde."

„Leider," entgegnete Agnes, „muß ich Ihre väterliche Güte, wenn auch in anderer Richtung, als vor sieben Jahren, doch abermals in Anspruch nehmen und nachträglich einer Pflicht nachkommen, deren Versäumniß ich seit längerer Zeit aufs Tiefste bereue, obgleich dieselbe ihren Grund nur in der Schonung Ihres schwerverwundeten Herzens, wie in der schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Bitten meiner theuren aber unglücklichen Freundin Julie hatte."

„Ich denke mir wohl, daß nach dem, was zwischen meinem Sohne und Ihnen vorgefallen ist und was mein Herz mit dem tiefsten Abscheu vor diesem Verworfenen erfüllt hat," sagte der Graf mit bebender Stimme, „Ihre Fürsprache nicht mehr diesem sittlichen Ungeheuer gelten wird. Was wünschen Sie von mir?"

„Ihrem Sohne, Herr Graf," fuhr Agnes fort,

ist leider auf keine Weise mehr zu helfen. Er wird in seinem Sündenelend untergehen. Aber er hat meine Freundin, die gute Julie, so unaussprechlich unglücklich gemacht, als Sie, edler Herr, wohl schwerlich sich werden vorstellen können. Nur für sie bitte ich Sie um Hilfe! Sie ist wahrlich unschuldig an dem grenzenlosen Elend, das auf ihrem Leben lastet. Zudem bin ich in ein Geheimniß ohne meinen Willen eingeweiht worden, das ich Ihnen nicht länger vorenthalten darf. Ihr Sohn ist schon seit fast acht Jahren in dem Besitze eines Kindes, eines Knaben; aber er hat Ihnen das Dasein desselben mit teuflischer Kunst verheimlicht und Julie mit allen Mitteln der sittlichen Barbarei gezwungen, dieses Geheimniß zu bewahren; ja, er hat ihr nicht einmal den Anblick ihres Kindes gestattet, hat sie jeder Mutterfreude beraubt, um Ihnen seine Enterbung unmöglich zu machen!"

„Scheusal von einem Menschen!" rief der Graf bebend aus. „Und wo lebt dieser Knabe?"

„In einem vier Stunden von hier entfernten Dorfe, in der Verpflegung einer unverheiratheten weiblichen Person," antwortete Agnes.

„Und kennen Sie das Kind? Sind Sie überzeugt, daß es sein Kind, daß es mein Enkel ist?" fragte der Graf mit mühsam unterdrückten Thränen.

„Ja, Herr Graf," entgegnete Agnes. „Das Kind wurde in jener Zeit geboren, als Graf Al-

Alphons in B. wohnte. Die Documente seiner Geburt sind in meiner Hand. Ich sah es dort, und sah es später wieder, als es bereits ein Jahr alt war."

„Und was rathen Sie mir nun?" fragte der Graf.

„Ich rathe Ihnen, das arme, verbannte Kind seiner Verbannung zu entreißen und durch eine Verfügung über Ihr Vermögen wenigstens für diesen Enkel und seine Mutter zu sorgen. Denn wenn Graf Alphons einst nach dem Familienstatut in sein Erbe eintritt, wird es für alle Zeiten verloren gehen und Ihres Namens Glanz wird erlöschen!"

„O Gott," rief der Graf jetzt jammernd aus; „er ist ja längst erloschen durch diesen — — Seelenmörder!" — —

Lange schwieg der Graf und kämpfte einen schweren innern Kampf, dann sagte er ruhig — „Sie haben Recht, edle Freundin, so nenne ich Sie mit Stolz und Liebe. Meine Tage sind gezählt. Sie sollen mir nicht vergeblich gerathen haben. Der einzige Sprosse meines Geschlechts soll nicht unter den Sünden seines Vaters untergehen! — — Aber noch eine Bitte! Wollten Sie mir den Anblick meines Enkels vor meinem Tode noch verschaffen?"

„Mit Freuden, Herr Graf," entgegnete Agnes.

„Wollen Sie ihn allein, oder an der Hand seiner Mutter sehen?“

„Ist das Letztere Ihr besonderer Wunsch, Frau Gräfin?“ fragte der Greis.

„Ich gestehe, daß es so ist und daß die Erfüllung dieses Wunsches mich sehr, sehr glücklich machen würde! — Ach und er wird, ich weiß es, ich glaube es fest, auch Sie glücklich machen.“

Mit stillen Thränen reichte der Greis der edlen Gräfin die zitternde Hand und — schwieg. Er war erschöpft; er konnte nicht mehr reden. Agnes küßte mit Ehrerbietung und warmem Danke diese Hand, stand auf, dankte dem Grafen mit kurzen aber herzlichen Worten und schied mit der Versicherung, daß sie seinen Wünschen aufs Beste nachkommen werde.

Freundlich und dankbar nickte der Greis der Scheidenden nach; dann legte er sich in seinen Sessel zurück und schlief. —

* * *

Julie wohnte von diesem Tage an nicht mehr mit ihrem Gatten zusammen. Auf den Rath der verständigen Freundin war sie nicht mehr in das Haus desselben zurückgekehrt, sondern hatte ihre Wohnung in einem stillen und von Agnes wohl eingerichteten Appartement im Hause der Gräfin

Agnes genommen. — Es mußte dieß geschehen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte.

Sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, wurde sie von Agnes veranlaßt, mit ihr und in Begleitung einer Gerichtsperson nach dem bewußten Dorfe zu reisen und dort ihr Kind abzuholen. —

Bald nachher an einem freundlichen Tage fuhr an dem uns bekannten Wirthshause des Dörfleins, in dem der junge Graf lebte, ein eleganter Reisewagen an.

Agnes, Julie, eine Gerichtsperson und Susette stiegen aus und gingen eilend dem bekannten Häuschen zu. —

Schon klopften sie an der Thüre. Viel zu lange für die Ungeduld einer Mutter wurde diese nicht geöffnet. Endlich erschien die Nähterin. Aber sie sah todesbleich aus.

„Kennen Sie mich noch?“ fragte Agnes.

„Ach, Sie sind ja die Dame, die einst den jungen Grafen Alphons besuchte.“

„Ja, diese bin ich. Wo ist der junge Graf?“

„Er ist eben im Pfarrhause, wo er seinen Unterricht genießt.“

„Holen Sie ihn schnell. Ich bringe Ihnen hier einmal auch seine Mutter.“

„Ach wie? Ist es möglich? Ich werde sogleich gehen. Treten Sie einstweilen ein!“ bat die Nähterin, die sich wieder gefaßt hatte.

Die Viere traten ein. Das Zimmer war leer von jedem lebenden Wesen. Aber die Bücher und Hefte und Spielwaaren des kleinen Grafen lagen überall umher.

Mit Begierde stürzte sich Julie darauf. „Also hier hat mein armes Kind gelebt.“ Jeden Gegenstand, der ihm angehörte, küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und rannte jede Minute an das Fenster, um zu sehen, ob er noch nicht komme. —

Nach einer langen peinlichen Viertelstunde hüpfte endlich der Junge, der wirklich recht elegant gekleidet war, in das Gärtchen und bald in die Stube, wo er überrascht stehen blieb und sich die blonden Locken aus der Stirne strich.

Ehe er aber sich umsehen und ein Wort reden konnte, hatte ihn schon Julie umarmt und an ihr Herz gezogen und mit warmen Küssen seine Wangen bedeckt.

„Kennst du mich nicht? Ahnst du denn nicht wer ich bin?“ rief sie aus. — „Wie heißt du denn?“

„Alphons,“ antwortete der Knabe.

„Wer ist dein Vater?“ fragte sie weiter.

Der Knabe blickte seine Pflegerin an. „Darf ich?“ fragte er.

„Ja wohl, Kind,“ antwortete diese.

„Der Graf von Eichfels!“ sagte jetzt der Knabe. „Aber ich habe ihn noch nicht gesehen, weil er so weit, weit von hier wohnt!“

„Hast du auch deine Mutter noch nie gesehen? Weißt du wie sie heißt?

„Julie heißt sie!“ antwortete Alphons. „Aber gesehen habe ich sie auch noch nie.“

„O Gott, Kind: Was hat deine Mutter an dir verschuldet!“ rief Julie weinend vor Reue und Freude aus. — „Jetzt, jetzt endlich siehst du deine Mutter! Ich bin deine Mutter! Gieb mir den Versöhnungskuß!“

Der Knabe sah sie sehr verwundert an, ließ sich nur mit verschämtem und blödem Widerstreben an ihr Herz ziehen und schien das Ganze nicht zu begreifen.

Auch Susette grüßte ihn jetzt. „Ich habe dich als kleines Kind oft auf meinen Armen getragen,“ sagte sie.

„Und ich,“ setzte Gräfin Agnes hinzu, „besuchte dich einmal hier, als du noch ein einjähriges Bübchen warst. Daran erinnerst du dich wohl schwerlich mehr.“

„Nein!“ antwortete der Knabe. „Das ist zu lang. Ich weiß nicht, wie ich in dieses Haus kam!“

„Gingst du wohl gerne mit,“ fragte Julie in zärtlichem Tone, „wenn wir dich jetzt mit uns nehmen wollten in die große Stadt, wo dein Vater und dein Großvater wohnen?“

„Wenn es die Mutter erlaubt, gerne,“ antwortete der Kleine.

„Nun so nehmen wir dich heute noch mit!“ sagte Agnes. „Du sollst es gut haben; darfst auf schönen Pferden reiten und im Wagen fahren. Und deine Pflegemutter muß dich auch dann und wann besuchen. Mache dich nur gefaßt!“ —

„Aber was wird dann der Jakob sagen und anfangen?“ fragte Alphons etwas traurig.

„Jakob? Wer ist das?“ fragte Agnes.

„Mein Bruder!“ antwortete Alphons.

„Mein eigenes Kind meint er,“ fiel die Nähterin erklärend ein.

„Haben Sie denn auch ein Kind?“ fragte Agnes. „Wo ist es denn?“

„In der Dorfschule,“ antwortete die Nähterin. „Er ist von gleichem Alter und ein guter Junge, den Alphons sehr liebt!“

„Ich erinnere mich nicht, noch ein zweites Kind bei Ihnen damals gesehen zu haben!“ fragte Agnes.

„Es befand sich damals gerade bei meiner Schwester im nächstgelegenen Dorfe!“

„Nun kannst du, Alphons,“ begann Gräfin Agnes, „noch eine halbe Stunde hinaus in den Garten gehen. Wir werden dir rufen, wenn wir abfahren!“

Freudig rannte Alphons davon, nachdem ihm Julie noch einen Kuß abgenöthigt hatte. —

„Wie schwer muß ich meine Versündigung an

meinem Kinde büßen," flüsterte Julie ihrer lieben Freundin zu. „Wie lange wird es währen, bis er sich an mich gewöhnt. Und ich selbst, Gott verzeihe es mir, kann noch kein rechtes Herz zu ihm fassen!"

„Das wird sich Alles schon geben," beruhigte Agnes: „Jetzt aber an die Hauptsache!"

Nun begannen die Verhandlungen mit der Pflegemutter, rücksichtlich ihrer Entschädigung u. s. w. Nach einer halben Stunde war Alles abgemacht und bezahlt. Alphons wurde gerufen, vergoß einige Thränen beim Abschied von der Pflegemutter und folgte dann an der Hand seiner Mutter.

Die Gesellschaft eilte dem Wirthshause zu.

Unterwegs begegnete ihnen ein Baurenknabe des gleichen Alters und von gleicher Größe, wie Alphons. Der blieb verwundert stehen.

„Ah, da kommt Jakob!" rief freudig Alphons aus.

„Wohin gehst du, Alphons?" fragte mit trauriger Miene das kleine Bäuerlein.

„Ich gehe mit meiner Mutter, die zu mir gekommen ist, in die große Stadt, wo mein Vater wohnt!"

„Und wirst du nicht wiederkommen?" fragte Jakob, und die Thränen rannen ihm schon die Backen herab.

„Ach nein!" antwortete Alphons. „Aber du

Zwei Mücken auf einen Schlag.

Cap. 8.

darfst mit der Mutter Hanne auch einmal zu mir kommen!"

„Aber bei den reichen und vornehmen Leuten wirst du mich nicht mehr kennen!" fragte Jakob traurig.

„O warum, Jakob? Nein, dich werde ich nicht mehr vergessen, Jakobchen!" versicherte Alphons.

„Nun, so lebe wohl, Alphons!" sagte Jakobchen und reichte Alphons die Hand und dieser küßte den Jakob auf seine nassen rothen Backen. Und die Andern alle waren über diesen Abschied bis zu Thränen gerührt.

Ach, wenn sie geahnt hätten, daß Jakob das Kind Juliens sei und daß sie ein fremdes Kind mit sich führten!!

Der Abschied war vorüber. Das Jakobchen schlenderte traurig heim. Die Gesellschaft eilte dem Wirthshause zu und bald fuhr sie davon.

Achtes Capitel.

Die Entscheidung.

Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen!

Jes. 40, 15.

Einen Monat nach diesem Vorfall verbreitete sich eines Tags plötzlich das Gerücht durch die große Stadt, man habe den berüchtigten Spieler, den Grafen Alphons von Eichfels todt in einem Kanale gefunden.

So war es auch. Seine Brust war von einer Kugel durchschossen. Anfangs glaubte man, der Graf habe eben auch das traurige Ende so manchen Spielers genommen und sich selbst gemordet. Bald aber entdeckte das Gericht, daß er durch fremde Hand getödtet sein müsse; denn die Schußwunde ging von der rechten Hinterseite des Körpers durch die Lunge. Noch am selben Tage fand man in Folge der Angabe eines Mannes, der den Mörder über den Kanalsteg hatte entspringen sehen, sogar die Pistole, mit der der Mord verübt worden war. Nach langen Nachforschungen wurde durch sie der Mörder entdeckt. Es war kein An-

derer als — der Wucherer, der aus Rache und Habsucht zugleich, da er nun sein Ziel sicher erreicht zu haben glaubte, den Grafen getödtet hatte. Ein Bekenntniß legte er zwar trotz einer jahrelangen Untersuchung nicht ab und zum Tode konnte er deshalb nicht verurtheilt werden. Aber lebenslängliche Zuchthausstrafe war nun das Loos des Bösewichts.

Dieses schauderhafte Ereigniß brach des guten alten Grafen letzte Lebenskraft. Nach wenigen Tagen starb er mit Hinterlassung eines Testaments. Sein Haupterbe war der junge Graf Alphons von Eichfels. Den vierten Theil des Vermögens hatte er der edlen Gräfin Agnes zugeschieden. Seines Sohnes Gemahlin, der armen Julie aber eine lebenslängliche Rente von sechstausend Thalern. —

Nun erst lebte Julie wieder auf, an der Seite ihres Sohnes und ihrer treuen edlen Freundin Agnes und im Genusse einer sorgenlosen Existenz.

Der Gräfin Agnes war es an der Hand der bittern und herzzerreißenden Erfahrungen, die Julie hatte machen müssen, bald gelungen, die von Natur so gute aber so schwache Frau gründlich zu bekehren, sobald sie nur einmal dieselbe aus dem Zauberkreise der dämonischen Mächte entfernt hatte, die sie umgaben und beherrschten.

Der ruchlose Spieler hatte seinen verdienten Lohn gefunden, wie Gräfin Agnes den Segen

Gottes. Aber auch Julie mußte noch Jahrelang die Früchte ihrer Glaubenslosigkeit und einstigen Gottentfremdung tragen, und zwar in dem Sohne tragen, den sie für das Kind ihres Herzens hielt.

Alphons hatte kein Kindesherz für seine Mutter und drohte auf die Wege des Grafen Alphons zu gerathen. Er nahm zu an Alter und körperlicher Blüthe; aber nicht an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.

Weder Juliens noch der Gräfin Agnes sittlicher Einfluß vermochte es, ihn vor Leichtsinn und Ausschweifungen zu bewahren.

Da endlich, als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, löste die Hand des Allmächtigen auch dieses irdische Räthsel.

— Durch die Verurtheilung des Wucherers fand auch die Nähterin ihre wohlverdiente Strafe.

Ihre Hülfsquellen hörten auf zu fließen. An Arbeit nicht mehr gewöhnt, versank sie allmählich in Armuth und Krankheit. Diese beiden Uebel hatten innerhalb 10 Jahren den höchsten Grad erreicht. Der achtzehnjährige Jakob mußte sie mit seinem geringen Verdienste ernähren. Kaum vermochte er die Kosten ihrer letzten Krankheit zu erschwingen und sah ihrem Tode entgegen. Da, ihrem Ende nahe und von dem innern Richter des Herzens gequält, ließ sie den Pastor an ihr Todtenbett rufen und beichtete ihm, was nur sie

wußte und der, der seine Sünde im Gefängnisse büßte, mit der dringenden Bitte, nach ihrem Tode ihre Sünde gutzumachen.

Nachdem dieser erfolgt war, zeigte der Pastor, dem sie alle erforderlichen schriftlichen Beweise ausgeliefert hatte, den wahren Sachverhalt dem hohen Gerichte der großen Stadt an, in welcher Julie noch wohnte.

In Verbindung mit Agnesens und Susettens Zeugniß wurde der gerichtliche Beweis hergestellt, daß Jakob der wahre Graf Alphons von Eichfels sei. — Der Untergeschobene, der vor der Pest des Wuchers durch des Herrn Führung verschont blieb, mußte in seine niederen Kreise wieder herabsteigen. — Der wahre Alphons v. Eichfels, den der Herr durch seine Führung vor der Pest der Verschwendung behütet hatte, der einfach und genügsam erzogen war, trat seinen rechtmäßigen Platz im Hause seines Großvaters und am Herzen seiner unaussprechlich glücklichen Mutter Julie an und lebte von nun an an ihrer Seite ein glückliches, Gott geweihtes, reich gesegnetes Leben. Ja, meine Lieben: „Unser Herr ist groß und von großer Kraft und ist unbegreiflich, wie er regieret!“

Ferner empfehle ich nachstehende, freundlich ausgestattete Jugendschriften meines Verlags:

Sträßle, Franz, Handbuch der Naturgeschichte aller 3 Reiche. Für Schulen und zum Selbstunterrichte. Eleg. gebunden à 3 Thlr. 25 Ngr. oder fl. 5. 54 kr. rhein.

— — **Land und Leute, oder Bilder aus allen Welttheilen für die reifere Jugend.** Mit 8 fein col. Bildern, eleg. gebunden 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr. rhein.

— — **Die Quellen der Natur und ihre Ausbeute für den Dienst des Menschen.** Mit 9 fein col. Bildern, eleg. geb. 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr. rhein.

— — **Allerhand Geschichtchen. Zur Freude der kleinen Kinder erzählt.** Mit 12 fein col. Bildern, eleg. gebunden 27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr. rhein.

— — **Spiegelbilder.** In kleinen Erzählungen für die Kindheit. Mit 8 fein col. Bildern, eleg. gebunden 21 Ngr. oder fl. 1. 12 kr. rhein.

— — **Unter den Weihnachtsbaum.** Ernste und drollige Geschichtchen, Mährchen und Räthsel. Mit 8 fein col. Bild., eleg. geb. 12 Ngr. od. 36 kr. rh.

— — **Bunte Bilder** in freundlichen Geschichtchen und Gedichtchen. Beitrag zur Beförderung einer kindlichen Anschauungsweise, zum Vorlesen und Nacherzählen. Mit 8 fein col. Bildern. 2. Auflage, eleg. gebunden 28 Ngr. oder fl. 1. 36 kr. rhein.

— — **Geschichten und Bilder für die Kindheit.** Mit 8 fein col. Bildern, eleg. gebunden 28 Ngr. oder fl. 1. 36 kr. rhein.

— — **Die Monate des Jahres** in Bildern und Erzählungen für die liebe Jugend. Mit 12 fein col. Bildern, eleg. geb. 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr. rhein.

Verlagshandlung von Wilhelm Nitzschke
in Stuttgart.

Ferner empfehle ich nachstehende, freundlich ausgestattete Jugendschriften meines Verlags:

Sträßle, Franz, Handbuch der Naturgeschichte aller 3 Reiche. Für Schulen und zum Selbstunterrichte. Eleg. gebunden à 3 Thlr. 25 Ngr. oder fl. 5. 54 kr. rhein.

— — **Land und Leute, oder Bilder aus allen Welttheilen für die reifere Jugend.** Mit 8 fein col. Bildern, eleg. gebunden 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr. rhein.

— — **Die Quellen der Natur und ihre Ausbeute für den Dienst des Menschen.** Mit 9 fein col. Bildern, eleg. geb. 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr. rhein.

— — **Allerhand Geschichtchen. Zur Freude der kleinen Kinder erzählt.** Mit 12 fein col. Bildern, eleg. gebunden 27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr. rhein.

— — **Spiegelbilder.** In kleinen Erzählungen für die Kindheit. Mit 8 fein col. Bildern, eleg. gebunden 21 Ngr. oder fl. 1. 12 kr. rhein.

— — **Unter den Weihnachtsbaum.** Ernste und drollige Geschichtchen, Mährchen und Räthsel. Mit 8 fein col. Bild., eleg. geb. 12 Ngr. od. 36 kr. rh.

— — **Bunte Bilder** in freundlichen Geschichtchen und Gedichtchen. Beitrag zur Beförderung einer kindlichen Anschauungsweise, zum Vorlesen und Nacherzählen. Mit 8 fein col. Bildern. 2. Auflage, eleg. gebunden 28 Ngr. oder fl. 1. 36 kr. rhein.

— — **Geschichten und Bilder für die Kindheit.** Mit 8 fein col. Bildern, eleg. gebunden 28 Ngr. oder fl. 1. 36 kr. rhein.

— — **Die Monate des Jahres** in Bildern und Erzählungen für die liebe Jugend. Mit 12 fein col. Bildern, eleg. geb. 1 Thlr. oder fl. 1. 48 kr. rhein.

Verlagshandlung von **Wilhelm Nitzschke**
in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Staudenmeyer, Carl August

Meister Trautwein Zwei Mücken auf einen Schlag. Zwei christliche Erzä hlungen für die Jugend von C. A. Staudenmeyer

Stuttgart [1861]

Paed.pr. 4444 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761855-1